

# Die Fledermaus

Nr. 5

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1905

## In einer Winternacht.

Erzählung von Felix Hübel.

(Fortsetzung.)

6.

Beißende Kälte weckte Rudolf Hagen aus seinen Träumereien. Langsam bewegte er die steifgefrorenen Glieder und erhob sich. Die beiden Hunde, die an dem längst erkalteten Ofen gelegen hatten, kamen und rieben sich an ihm, um sich zu erwärmen. Hagen ging ans Fenster. Es hatte aufgehört zu schneien, und der Wind hatte sich gelegt. Alles war still, und am Himmel funkelten jetzt Millionen Sterne, die vor Kälte zu zittern schienen. Der Schnee, den der Sturm stellenweise zu kleinen Hügelchen getürmt hatte, strahlte ein mattes, graues Licht aus, so daß man die weichen Konturen der Schneelandschaft bis in die Ferne verfolgen konnte.

Rudolf schloß das Fenster und warf sich, angekleidet wie er war, aufs Bett, um noch einige Stunden zu schlafen.

Es war noch völlig dunkel, als er sich wieder erhob und die steile Treppe hinunterschritt. Im Gastzimmer brannte ein mattes Flämmchen, und Lore war schon mit dem Aufräumen beschäftigt. Mit einem unterdrückten Aufbrust floß sie ihm entgegen: „Da bist Du schon!“ „Ich will beizeiten in der Stadt sein, um alles zu ordnen, was noch getan sein muß. Morgen komme ich und hole Dich. Wirst Du bereit sein?“

„Ja!“ hauchte sie, und ihre Augen leuchteten. Dann befreite sie sich aus seinen Armen und eilte nach der Küche: „Du darfst nicht ohne Kaffee fort und in die Ställe hinaus,“ sagte sie mit zärtlicher Besorgnis. „Warte nur noch ein Weilchen!“

Dann sah er wieder allein in dem großen, halbdunklen, kalten Zimmer, das in seiner kalten, nächtlichen Versörtheit einen beklemmenden Eindruck machte, und sann. Er dachte an Lore und an ihre Liebe. Sie hatte ihn nicht gefragt, wohin er sie führen wollte, sie hatte nicht zu wissen verlangt, wie weit sie zusammen wandern könnten, und ob ihre Lebensstraße für einen kurzen Zeitraum wenigstens im Sonnenschein durch lachendes Gefilde führen würde.

Sie wußte nur eines: daß diese Straße sich in ungründlicher Nacht verlor, daß sie zum Abgrunde führte. Das hatte er ihr gesagt, und ohne zu zögern, hatte sie sich bereit erklärt, mit ihm zu ziehen. Solche Liebe gab es also? Und wo hatte er bisher das Glück gesucht? O, welch ein blinder Tor war er doch gewesen!

Eine Viertelstunde später watete er wieder durch den tiefen Schnee. Das stille, eiskalte Plutis des Mondes stand noch am Himmel, und die totenruhige Dorfstraße lag in schwarzblauen Schatten.

Einmal öffnete sich eines der breiten Brettertüre und eine Gestalt schlüpfte heraus. Näherkommend sah Rudolf, daß es ein Hanenbursche war, der, die Mütze tief über die Ohren gezogen, von einem Beine auf das andere sprang, sich die Hände rieb und die Arme heftig um die Schultern schlug. Mächtig wandte er sich um und gewahrte Rudolf, der, von den Hunden begleitet, in dem tiefen, weichen Schnee sich lautlos genahrt hatte. Mit einem unterdrückten „Jesus Maria!“ schlüpfte der Lurche durch das halboffene Tor zurück, das er heftig hinter sich zuschlug.

Dann folgte Rudolfs Weg durch den Flossbachgrund. Links ging es steil in die Höhe, rechts zog sich ein tiefer, jetzt halb zugeschneiter Graben entlang, welcher am jenseitigen Ufer von einer dichten, schwärzlichen Hecke begrenzt wurde, auf der eine Schneemaße wachsend lastete. Da, wo der Weg eine plötzliche Biegung machte, hob sich lautlos und blitzschnell eine dunkle Gestalt aus dem Graben an der Hecke empor. In heftigem Schreck prallte Rudolf zurück und hob den Stock zu abwehrendem Hiebe. Aber er ließ ihn sofort wieder sinken, denn es war kein eigener, vom Mond auf die Hecke geworfener Schatten, der ihn genarrt hatte.

„Ich glaube, ich bin verwirrt geworden!“ sagte er, den Kopf schüttelnd, mit einem ärgerlichen Lachen; „wie konnte jemand sich in dem Graben verbergen, da die Hunde vor mir sind!“

Hinter finsternen Bäumen erhob sich in einiger Entfernung, jenseits des Grabens, ein langgestrecktes, niedriges Haus.

„Wahrscheinlich die Flossbachmühle,“ sagte Rudolf zu sich selbst, der Erzählung des Meisters gedenkend; „ob ich wohl dem Geiste der Leni begegne, der hier sein Weiden treiben soll? Aber wohl kaum,“ flüchte er gleich darauf hinzu. „Der Geist wird sich hüten, keinesgleichen zu begegnen. Ich soll ja selbst ein Gespenst sein, oder — wie hieß er doch gleich? Der Strickträger! Sabal!“

Und er lachte ein Lachen, das fast fröhlich klang...

7.

Warum, warum kam er nicht?

Leonore hatte gewartet, den ganzen Tag lang, in fieberhafter Ungeduld, in atemraubender Sehnsucht. Bis Mittag hatte Rudolf zurück sein wollen; jetzt war es Abend und er war noch nicht da.

Leonore preßte den glühenden Kopf an die halb mit Eis überzogenen Fensterscheiben und blickte hinaus auf die verschneite Dorfstraße.

Es war dunkel in ihrem Stübchen; von draußen fiel ein röthlicher, flackernder Lichtschein herein; er

kam von der Laterne, die vor dem Hause stand, und ließ die Eisschichten am Fenster wie Diamanten aufleuchten.

Erst als die Kälte ihr fast die Haut verbrannte, ging Leonore vom Fenster hinweg. O, es war entsetzlich, dieses Warten!

Erst das Röhren der Stunden, der Minuten, die sie noch von seiner Ankunft trennen konnten; und später, als die Stunde schlug, die ihn bringen sollte, und er nicht kam, welch schmerzende, bittere, lähmende Enttäuschung. Und nun begann das Warten von neuem!

Schon Vormittags hatte sie alles zu ihrer Flucht vorbereitet. Einige Kleidungsstücke, einige Andenken an ihre Mutter, von denen sie sich nicht trennen konnte, hatte sie in einen kleinen Handkoffer gepackt. Eine Anzahl Briefe hatte sie verbrannt und sodann einen an ihre Tante geschrieben, indem sie sich für die gewährte Unterkunft, sowie für die ungezählten Wohl- und Gütigkeiten der Tante, die gleich feurigen Kugeln auf ihrem Haupte brannten, vielmals bedankte. Der Brief war etwas Sarkastisch und bitter geworden, ohne daß Leonore es gewollt hatte. Er war eben ein Abglanz der Bitterkeit in ihrem Herzen. Diesen Brief verschloß sie einzuweichen wieder in ihrer Kommode.

So war der Tag vergangen, und der Abend, der Vorabend ihrer Hochzeit, der dem alten Brauche gemäß, geräuschvoll gefeiert werden sollte, kam heran. So lautlos und so dunkel kam er, daß es Lore schien, als wenn ein großes, dunkles, weiches Tuch sich über sie gebreitet würde. Doch als auch der Abend den Geliebten nicht brachte, wurde dieses Tuch schwerer und schwerer, so daß sie darunter zu ersticken vermeinte.

In der Wirtschaft hatte sie heute nichts zu tun, denn die Tante Stockheim hatte für diesen und den folgenden Tag eine Magd gebungen. Aber das machte das Warten und Sehnen noch schrecklicher, denn sie hatte keine Arbeit, mit der sie sich zerstreuen konnte.

Und so wurde es dunkler und dunkler. Die ersten Sterne glommen auf, und dann kamen die ersten Gäste.

Sie hörte die Stimmen vor ihrem Fenster, die schmerzenden Tritte im Schnee, denn ihr Zimmer lag im Erdgeschoß; sie hörte, wie jedesmal die Tür zum Gastzimmer geräuschvoll und ängstlich geöffnet und geschlossen wurde, und endlich kam das Lachen und das Stimmengewirr aus dem Gastzimmer selbst.

Sie wurde gerufen. „Lore, wo steckst Du denn?“ gellte die Stimme der Tante Stockheim

durch's Haus. Nach einer Weile kam die Tante selbst gelächelt und rittelte heftig an der verschlossenen Thür.

„Dein Bräutigam ist schon da und erwartet Dich mit Ungeduld! So komm' doch endlich!“ rief die Tante durch's Schlüsselloch.

„Ja, ich werde gleich fertig sein!“ antwortete das Mädchen mit einer Stimme, die vor Schmerz und Jörn zitterte.

Dann ließ sie sich in einem Stuhle nieder und schlug die Hände vor's Gesicht. Zwischen den geschlossenen Fingern rannen die Tränen hindurch, und ein Schluchzen erschütterte ihren ganzen Körper.

„O Gott, warum, warum kommt er nicht?“ Sie eilte wieder zum Fenster, riß es auf und blickte die Straße hinab.

Nichts!

Einen Augenblick rang sie mit einem furchtbaren Entschlusse. Aber nein, noch war es nicht so weit. Er konnte noch immer kommen, in der Nacht, morgen! Morgen war ihre Hochzeit! Ihr graute bei dem Gedanken.

Also mußte sie die Qual noch einmal auf sich nehmen. Sie brannte eine Kerze an, wusch ihr verweintes Gesicht und ordnete ihr Haar. Dann glug sie nach dem Gastzimmer.

8.

Ja, wo war sie denn eigentlich, und was sollte das alles bedeuten? Wenn es nur ein Traum war, so war es sicherlich der seltsamste, den sie jemals gehabt hatte, denn alles war so wirklich. Die Leute um sie hatten keine Traumgesichter, und sie sprachen keine räthselhaften Traumworte.

Diese Banerngesichter, und diese Banerngestalten, und der Lärm und der Tabatsqualm und — ja, richtig! drüben am anderen Tische stand der Rektor Fahl. Er bewegte den Mund und flüsterte die Zähne; er schien also zu reden, aber was er sagte, war in dem Lärm nicht vernehmbar.

Jetzt hob er die Hand und deutete auf Dore, die heftig zusammenzuckte, denn von seinen sich unaufhörlich bewegenden Lippen hatte sie in diesem Augenblicke ein Wort abgelesen:

„Die Braut!...“

Ein heftiges Zittern kam sie an, und sie fühlte, wie die Schweißtropfen sich kalt und dicht auf ihrer Stirn sammelten.

Nein, gewiß, es war kein Traum!

„Kein Traum — kein Traum — kein Traum!“

Diese Worte summten in ihrem Gehirne wie eine verlorene, öde, sich ewig wiederholende Melodie. Der Lärm ringsum lönte wie ein Branjen in ihr Ohr, wie das Rauschen des Meeres, auf dessen Wellen sich in ewigem Gleichmaß die beiden Worte schaukelten.

„Kein Traum! — Kein Traum!“

Ihr starres Auge blieb an dem Antlitze des Rektors hängen, der immer noch stand und sprach.

Wie lange hatte er denn schon gesprochen? Stundenlang? Tagelang? Jahrelang? Hörte er nie auf?

Wieder hob er die Hand und deutete herüber, und Leonore las:

„Das glückliche Paar!...“

Mit einem leisen Laut des Entsetzens fuhr sie empor und klammerte sich mit beiden Händen an den Tisch, um nicht zurückzufallen. Das Tischstuch gab nach, und eine Flasche stürzte; eine rote Flut quoll über das weiße Tuch und rann in kleinen Strömen nach allen Seiten. Wie Blut.

„Aber Dore! Was machst Du denn?“ hörte sie eine Stimme neben sich, und eine Hand zwang sie auf ihren Stuhl zurück.

Sie wandte mechanisch den Kopf zur Seite und blickte in das Gesicht des Lehrers Pfeiffenreuter: ein rotes, aufgequollenes Gesicht mit hervortretenden Augen, in denen ein mißsam verhaltener Zug begrifflicher Zärtlichkeit lag. Dann kam das Gesicht plötzlich ganz nahe, und eine Stimme flüsterte: „Mein liebes, süßes Weib!“

Sie schloß die Augen und lehnte sich zurück. Sie bekam sich auf alles.

Gestern?

Ja, gestern hatte sie gewartet, gewartet, gewartet. Er war nicht gekommen!

Auch in der Nacht war er nicht gekommen, und nicht im Dämmergrau des eifigen Wintermorgens. Und wie war es denn dann? Sie hatte plötzlich ein weißes Kleid an, und sie war in der Kirche. Wie war sie dahin gekommen? Sie wußte es nicht. Es war alles wie ein Traum. Oder war sie in der Nacht gestorben, und dies war das Leben nach dem Tode?

Jetzt saß sie im großen Saale des „Löwen“ und man feierte — ja — was feierte man?

Im „Löwen“ gab es das Schützenfest, den Ball des Kasino-Vereins, Hochzeiten — das war es! Wie hatte sie das nur vergessen können? Heute war ja ihre Hochzeit! Sie öffnete langsam die Augen und blickte um sich.

„Ist Dir nicht wohl?“ fragte die Stimme neben ihr.

Leonore antwortete nicht. Gerade ihrem Plage gegenüber im offenen Saaleingange stand der Konrad, der Floßmühlentourad. Er hatte seinen Blick auf sie geheftet, und wie er sah, daß sie ihn bemerkte, hob er die Hand und winkte unmerklich. Was wollte er von ihr? Was wollte der Würder von ihr? Sie sah ihn fest an, und wie sie es immer getan, wo immer sie ihn getroffen hatte, forste sie die Lippen zu dem entsehlchen Worte: „Mörder!“

Er erblickte und biß die Lippen zusammen, aber er wich nicht und winkte ihr.

Wieder schloß sie die Augen. Um sie schien ein Nebel zu wogen, der in allen Farben schillerte. Dann sah sie bunte Ringe, die sich blinkend durcheinander schlangen, rotglühende Sonnen, die größer und größer wurden, feurige Sterne, die hin und wieder schossen, bis sich der Nebel verdichtete zu einer grauschwarzen, qualmenben Masse. Aus dieser Masse wuchs ein gelber Schein hervor, der, näherkommend, sich zu einem Körper verdichtete: dem Körper eines Ungeheuers...

Wieder öffnete sie die Augen; jemand hatte ihren Blicken berührt, und sie drehte sich um. Hinter ihr stand Konrad. „Frau — Frau Lehrer Pfeiffenreuter!“ sagte er.

„Was wollt Ihr?“ fragte sie, und atmete mißsam. Er bengte sich nach ihrem Ohr: „Draußen steht einer und wartet auf Euch!“

„Wartet — auf mich! Was will er?“

Das Gesicht des Burschen verzerrte sich zu einem Grinsen des Hohnes und des Triumphs.

„Es ist der Mann, von dem Ihr vorgestern im Morgengrauen zärtlichen Abschied nahmt; in Schnee und Eis; Ihr fühltest die Kälte nicht!“

Sie wurde noch blasser: „Erbärmlicher Schleicher! Kein Wort mehr! Ihr wißt, daß Ihr in meiner Gewalt seid, vergeßt das nicht!“

„Er wartet!“ wiederholte Konrad heiser, sich wieder zu ihrem Ohre niederbengend; „er wartet auf Euch!“

Leonore blickte verstohlen zur Seite und sah den Mann an, den man ihr heute angetraut hatte.

Der Lehrer Pfeiffenreuter hatte, wahrscheinlich im Uberschwange des Glückes, etwas zu viel Wein getrunken. Die Beine gerade von sich gestreckt, die Hände im Schoß, den Kopf geneigt, saß er und stierte vor sich hin.

Auf seinem gutmüthigen Gesicht lag ein stupides Lächeln, und dann und wann hob er die Hand und befühlte das wohlseingefettete Haar, ob es auch noch überall schön glatt anlag, auf daß er nicht den Eindruck der Lieberlichkeit erwecke.

Einen Augenblick ließ Leonore ihre Augen auf ihm ruhen; dann rann ein Zittern des Abscheues, des Ekels, der Angst durch ihren Körper, und sie erhob sich langsam.

„Schreitet Ihr neben mir, bis zur Thür!“ flüsterte sie Konrad zu. Dieser gehorchte und die beiden gingen durch den Saal. Niemand hatte acht auf sie.

Am Saaleingange blieb Konrad zurück. Auf seinem Gesicht; in das Angst und Sorge Falten gezogen hatten, die sich seltfam zu den rohen Zügen ausnahmen; gleichsam nicht dahin zu gehören schienen,

malte sich ein Ausbruch wilder Freude, als er weißte, vor ihm schreckende Gestalt mit den Blicken verfolgte.

„Du hast mich gequält!“ knirschte er; „Du hast mein Herz mit glühendem Eisen gezwackt! Gehe! Du darfst nicht bleiben, heute soll Dir's tausendmal vergolten werden!“

In den Flur gelangt, blickte Leonore um sich. Es war niemand zu sehen. So schlüpfte sie schnell zur Hintertür in den Garten hinaus.

Der eifige Wind zerrte an ihrem leichten Kleidehen und wühlte in ihrem Haar; um ihre Füße die in blauen Seidenschuhen steckten, schmeigte der Schnee. Sie fühlte nichts, gar nichts.

Drüben, hinter dem Baume, stand er; trotz der schon völlig Nacht war, hob sich die hohe Gestalt scharf von dem weißen Hintergrunde ab.

Er streckte die Arme über den Baum: „Kommt! Durch den tiefen Schnee schlüpfte sie auf ihn zu. Die Gartentür war verschlossen. Er faßte sie und hob sie mit einem Schwung heraus.

„Mudolf!“ ächzte sie an seinem Halse; „warst Du? Warum kommst Du nicht?“

„Sieh her!“ erwiderte er, ihre umklammernd, „und komm! schnell!“

Da sah sie, daß er blinzelte, daß er das rechte Bein mißsam nachschleifte. „Um Gottes willen! Was ist das? Was hat man Dir getan?“

„Erst komm!“ sagte er, und ehe sie was geschehen, saß sie, in wärmende Decken gehüllt, im Schlitten, der, nur von den Händen bewacht, an der nächsten Straßenbiegung bereit gestanden hatte.

Wie ein Phantom glitt das Gefährt durch die stille, einsame Dorfstraße; in gewaltigen Schritten sprang die große Dogge voran.

„Es hat mich jemand angeschossen, ich habe ein Kugel im Bein,“ sagte Rudolf nach einer Weile; „Nur mit Not habe ich mich in die Stadt geschleppt. Ohne die Hunde wäre ich vielleicht im Schnee gestorben.“

Leonore schmiegte sich noch dichter an ihn, und Rudolf fuhr fort:

„Ich habe den Mörder nicht gesehen, er muß sich versteckt haben.“ Und nach einer Weile: „Du armes Kind! Wie konntest Du mir einen Augenblick glauben, daß ich nicht kommen würde? Du mußte kommen; lebendig — oder tot!“

„Ich fürchte mich so sehr,“ flüsterte Leonore nach einer Weile und hob ihr totblaßes Gesicht an den Decken; „ich bin eine Scheucherin! Ich hab geschworen...“ ihre Stimmen verlor sich in einer trampfhaften Weinen.

„Sei nicht töricht, Lieb!“ beruhigte sie Rudolf; „Du hast keine Schuld. Man hat Dich gezwungen, und was ist das?“

Er hob sich im Schlitten empor und lautete: In der Ferne, hinter ihnen, lönte das Läuten von Schlittenglocken und ein Stimmengeräusch.

„Jetzt weiß ich auch, warum Tiger so oft die Nase rückwärts wendet und knurrt. Wer kommt jetzt zur Stadt fahren? Niemand! Also man folgt uns; man verfolgt uns.“

Leonore fuhr entsetzt empor:

„Wenn sie uns fangen — wenn...“

„Du hast wohl gar Angst vor dem Banen gefindel?“ unterbrach sie Rudolf lachend; „Jetzt wird die Sache erst lohnend. Eine geheimnisvolle Entführung ohne Verfolgung hat doch keinen Zweck. Ein Abenteuer! Ein Abenteuer!“ Und triumphierend schwang er die Peitsche in die Luft.

Da war es Leonore plötzlich, als sähe sie das gelbe Ungeheuer. Es war schon ganz nahe, ehe sie die Frage tun konnte, und sie fühlte seinen glühenden Atem. Dann zerfloß es — wie vorher.

Ein Fieberföner schüttelte das Mädchens Leib. „Fürchtest Du Dich immer noch, Kind?“ fragte Rudolf lachend.

„Ja!“ sagte sie leise, wie traumverloren; „ja, vor Dir!“

Aber Rudolf hörte es kaum. Lachend hob er die Faust nach rückwärts, gegen den unsichtbaren Gegner: „Kommt nur heran! Kommt nur heran!“

(Schluß folgt.)

## Niccolo Machiavelli.

Von Friedrich Stampfer.

Der Name Machiavelli ist als politisches Schlagwort heute noch in vieler Munde und keinen Zeitungsleser fremd. Aber nicht vielen, die gedankenlos von „Machiavellismus“ und „machiavellischer Politik“ reden oder schreiben, ist es bewußt, welche Fülle von Problemen der Name des berühmten italienischen Politikers in sich birgt und wie wenig man ihm durch jenen Ausdruck stichtiger Verwerfung gerecht wird, mit dem seine Nennung fast allemal verbunden ist. Eine Politik, die von bloßer Klugheit geleitet, unbestimmt um irgendwelche Gebote der Sittlichkeit, ihren selbstsüchtigen Zielen zustrebt, die nur eine Tugend kennt: den Vorteil, und nur einen Fehler: den Mißerfolg, als „machiavellisch“ zu bezeichnen, ist zur allgemeinen Meinung geworden. Man hat die eugherzige Stabetspolitik räuberischer Hölle, sofern sie nur Klug wie die Schlange war, allemal zu brandmarken geglaubt, indem man sie machiavellisch nannte. Daß dieser Schuzengel der Reaktion — die sich freilich zu ihm nicht bekennen will — seiner Bestimmung nach ein Republikaner, daß dieser Lehrmeister aller Verbrechen in seinem Lebenswandel ein redlicher Mensch und ein aufrichtiger Freund des Volkes war, bleibt, obwohl es längst festgestellte historische Gewißheit ist, den meisten immer wieder eine neue Entdeckung. Eine einzige Schrift von wenigen Seiten, das Buch „Von Fürsten“, hat durch die Kraft und die Ungeheuerlichkeit ihres Inhalts nicht nur alles in den Schatten gestellt, was Machiavellis Zeit an sonstiger politischer Literatur hervorbrachte, sondern auch das, was ihr Verfasser sonst für die Politik seines Vaterlandes bedeutete hatte. Und so kennt die Welt Machiavelli nur als den schlaun Matgeber ei es Tyrannen, nicht aber als den Mann, der für die republikanische Freiheit seiner Vaterstadt männlich die Qualen der Folter ertrug.

Als das Zeitalter der Renaissance, der Wiedergeburt, bezeichnet man die Zeit, in der der Verfasser des Fürstenbuches lebte. Uns erscheint es mehr als ein Vorpiel auf der Gegenwart, denn als Nachspiel der klassischen Vergangenheit. Diese zeigt sich uns als ein abgeschlossenes Zeitalter, mit dem uns kein lebendiger Strang mehr verbindet. Die Renaissance aber ist nicht bloß nachklassische, sondern auch vormoderne Zeit; ihre Helden stehen uns menschlich näher, ihre Künstler sprechen unmittelbar zu unseren Empfindungen und die Probleme ihrer Schriftsteller berühren unser eigenes Leben. Der Gegenwart verwandt ist sie ja auch durch die verwirrende Kompliziertheit der Verhältnisse, die Buntfärbigkeit ihrer Gestaltung, die rasche Veränderung ihrer Bestände.

Italien erscheint an der Wende des fünfzehnten und des sechzehnten Jahrhunderts als ein wahres Kaleidoskop der Weltgeschichte, das, von unsichtbarer Hand geschüttelt, immer wieder neue, einander widersprechende Erscheinungen aufweist. Eroberungen und Revolutionen, Gebietserwerbungen und Verfassungsänderungen gelingen und scheitern. Throne steigen und sinken, Republiken blühen und verfallen. Viel einseitlicher als dieses zugleich überwältigende und verwirrende Bild seiner politischen Verhältnisse erscheinen aber seine wirtschaftlichen Zustände. Seit dem dreizehnten Jahrhundert hatte sich in Norditalien und nach Mittelitalien hinüber der spätmittelalterliche Handelstapitalismus mächtig entwickelt, während Süditalien vorwiegend in agrarischen Verhältnissen verharrte. Die primitivste und ursprünglichste politische Gestaltung aber, die der Kapitalismus entwickelt, ist der Stadtstaat, dessen Beherrscher nicht mehr, wie in der klassischen Polis, Stavenausbenteude Latifundienbesitzer; sondern kapitalistische Bankiers und Händler sind. So ist der Stadtstaat der Renaissance ein Handelsplatz, dessen Bevölkerung ihre wirtschaftlichen Bedürfnisse in politischer Selbstverwaltung regniert, ein Lokalmarkt, bei dem das Interesse des Wettbewerbs zum erbitterten Feind von Feindesgleichen macht; gleichzeitig aber auch

die Stätte einer geistigen und künstlerischen Kultur-entfaltung, wie sie die Welt seit dem Untergange des klassischen Altertums nicht mehr erlebt hatte.

Als natürliche und ursprüngliche Staatsordnung dieser Stadtstaaten erscheint, wie in Deutschland, so auch in Italien die patrizische Republik. Denn die tatsächliche Macht in ihnen lag in den Händen der großen Handels- und Bankkapitalisten, in deren Gold sich ein großer Teil der Bevölkerung befand, deren Familien einflussreiche Beziehungen zu den Fürsten der Großstaaten unterhielten, und in deren Köpfen sich schließlich auch die geistigen Machtmittel der Politik, Bildung und Fähigkeiten, konzentrierten. Aber diese patrizische Republik erscheint wenig beständiger Art und von tausend Feinden bedrängt. In ihren Anfängen kämpft sie mit den Resten des Feudaladels, das deutsche Kaiserium bedroht ihre Selbständigkeit, im Innern aber kragt sie mit Volksaufständen, die wie vulkanische Eruptionen unberechenbar, doch immer wiederkehren und die Forderung des patrizischen Elites und Familienregiments durch demokratischere Staatsformen stürmisch fordern und zeitweise durchsetzen, mit dem schließlich erfolglos, daß die nächste Konterrevolution einen glücklichen Usurpator auf den Schild erhebt und die Staatsrepublik zur Stadimonarchie verwandelt.

Der Heimatstaat Niccolò Machiavellis, Florenz, war der Typus einer solchen italienischen Stadtrepublik.

Als selbständiger Staat erscheint Florenz schon im dreizehnten Jahrhundert, erst gegen Ende des sechzehnten sinkt es aus äußerlich erhaltener Selbständigkeit zur Hauptstadt des Großherzogtums Toskana herab. Aber seine inneren Staatsformen hat es im Laufe dieser drei Jahrhunderte in tumultuarischer Reihenfolge gewechselt. Seine Geschichte, deren Kenntnis wir zum Teil der reichschreibenden Machiavellis selbst verdanken, bietet die bunteste Winterkarte der Staatsverfassungen von der Demokratie bis zur Despotie. Beispielsweise wird schon in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts das patrizische Regiment gestürzt und — als erstes Beispiel der Weltgeschichte — eine demokratisch-militärische Republik errichtet, an deren Spitze der erwählte Hauptmann des Volkes und zwölf aus den sechs Quartieren gewählte Volksälteste stehen.

Diese kurze politische Blütezeit war jedoch längst zahlreichen anderen Gestaltungen gewichen, als zwei Jahrhunderte später, im Jahre 1469, Machiavelli, als Sohn einer verarmten Patrizierfamilie, in Florenz geboren wurde. Schon im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts hatte der reiche Bankherr, Giovanni de Medici, seine und seiner Familie Herrschaft über Florenz aufgerichtet, und für die Stadt hatte damit eine Zeit ruhigerer Entfaltung begonnen. Auch diese Herrschaft bewegte sich vorerst in den Formen der Republik, ja, die bestehende Patrizierherrschaft wurde von Giovanni's Sohn, Cosimo, durch eine demokratischere Staatsform ersetzt. Erst dessen Enkel, Lorenzo der Prachtvolle, verstand es, die Verfassung, unter dem äußerlich gewährten Schein der Demokratie, in eine wahrhaft monarchische umzuwandeln und, während die republikanischen Behörden durch Wahlmannshörlich wechselten, sich selber den einzig wirksamen, dauernden Einfluß zu sichern.

Lorenzo's Sohn, Piero, der im Jahre 1492 dem Vater folgte, rief durch die allzugroße Offenheit seiner despotischen Gelüste den Zorn des Volkes gegen sich herauf. Die Unentschlossenheit seiner auswärtigen Politik besiegelte sein Schicksal. Am 8. November 1494 wurden die Medici'er vertrieben — Florenz war wieder Republik.

Zu eben dieser Zeit aber treten zwei Erscheinungen in die italische Geschichte ein, die für Machiavellis äußeres und inneres Leben von allergrößter Bedeutung geworden sind: die Agitationen des Dominikanerpriors Savonarola in Florenz und die Herrschaft der Borgia in Rom.

Savonarola auf der einen; Alexander VI., der Papst, und sein Sohn Cesare Borgia auf der anderen Seite — ein größerer Gegensatz läßt sich nicht denken! Savonarola, der begeisterte Volks- und Gottesmann, der große Demagoge, der glänzende Redner, der

sittenstrenge Vertreter eines ernsten, strengen, uns Spätere an Tolstoi gemahnenden Christentums — auf der anderen Seite die schlangenlistige Weltklugheit, die sich in tausend Listen wälzt, der unbegrenzte Machttrieb, dem die Organisation der christlichen Kirche nur eine Leiter zur Herrschaft ist und der, wenn es das Ziel zu erreichen gilt, vor dem entsetzlichsten Verbrechen nicht zurückschreckt. Und doch wieder, wenn man es von der anderen Seite betrachtet: Savonarola, die Verkörperung des Mitleids, der Weltabgeschlossenheit, der Kunstfeindschaft und des verbohrtten Fanatismus — die Vorglä aber glänzende Herrscher im Reiche der Lebensfreude und Feinschmecker aller geistreichen Genüsse. Vom moralischen Standpunkte scheint Savonarola turmhoch über ihnen zu stehen, vom ästhetischen sieht er aber grundfest unter ihnen. Mißt sich in die Liebe, zu der seine Persönlichkeit herausfordert, der Geist des Widerspruchs, so erregen wiederum jene Entsetzen und — heimliche Bewunderung zugleich.

Savonarolas Gottesfurcht konnte die Wunder nicht vollbringen, die die Diplomatie des Papstes am florentinischen Volke vollbrachte. Im Frühjahr des Jahres 1498 wurde das Kloster, in dem Savonarola hauste, gestürmt, er selbst erlitt den Märtyrertod.

Wenige Wochen nach diesem erschütternden Ereignis wurde der junge Machiavelli durch Wahl Staatssekretär der Republik Florenz. In ihrem Dienste hat er dann teils als Staatssekretär, teils als Gesandter am französischen, am österreichischen und am römischen Hofe gestanden; in dieser Stellung, die es ihm ermöglichte, im Mittelpunkt des weltgeschichtlichen Getriebes zu stehen und als ein ewig Lernender die Kräfte der Politik in ihrer Bewegung zu betrachten, hat er volle Befriedigung gefunden. Aber als nach dem elenden Ausgang der Vorglä unter Mithilfe des Papstes Julius II. im Jahre 1512 die Medici'er nach Florenz zurückkehrten, wurde Machiavelli von der Signorie seiner Heimat entsetzt und als Verschwörer gegen die Medici'er gefordert und in den Kerker geworfen. Das Frühjahr des folgenden Jahres sah ihn wieder in Freiheit, doch in Verbannung. Erst als der Herr von Florenz, Giovanni de Medici, als Leo X. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, durfte Machiavelli nach seiner Vaterstadt zurückkehren. Obwohl er sich — wie sein neuester Biograph Zetter meint, mehr als Familienvater und aus materieller Not, als aus innerer Überzeugung — mit dem neuen Kurse versöhnt hatte, gelang es ihm nicht wieder, zur alten Höhe seiner staatlichen Stellung emporzuklimmen. Am 22. Juni 1527 starb er in Florenz. Die stillen Jahre seines Lebens hat er zur Abfassung seiner bedeutendsten Werke verwendet.

\*

Das „Buch vom Fürsten“ kennt alle Welt, wenigstens dem Namen nach. Das „Buch von der Republik“ aber ist in weiteren Kreisen so gut wie gar nicht bekannt. Es führt freilich nicht diesen anziehenden Titel, den es verdient, sondern den scheinbar rein historisch gelehrten Namen „Betrachtungen über die erste Dekade des Titus Livius.“ In der ersten Dekade, d. h. in den ersten zehn Büchern seiner römischen Geschichte, erzählt Livius die Schicksale Roms von seiner Gründung bis zum Jahre 293 vor Christi Geburt. Diese Erzählung begleitet Machiavelli von Abschnitt zu Abschnitt mit seinen Betrachtungen, aber nicht etwa kritisch, wie es die modernen Geschichtsschreiber taten, sondern er nimmt das oft legendenhafte Material unbezogen als tatsächlichen Bericht, um an diesen seine geschichtlich-philosophischen und politischen Betrachtungen zu knüpfen. Die reichen Erfahrungen eines Mannes spiegeln sich hier wieder, auf den vielleicht, wie auf keinen vor und nach ihm, das Dichterwort angewendet werden kann: er sei „zum Sehen geboren und zum Schauen bestellt“ gewesen.

Gleich in der Widmung des Buches an seine Freunde

\* Richard Zetter, Machiavelli. Stuttgart, Frommanns Verlag 1900.

Quon Belmont und Anceft schreibt er voll republikanischen Stolzes: „Ich entferne mich damit (durch diese Widmung) von dem gewöhnlichen Gebrauch der Schriftsteller, die ihre Bücher immer irgend einem Fürsten widmen, die, von Ehrgeiz oder Habgucht geblendet, an ihm Tugenden preisen, die er nicht hat, statt ihm Fehler vorzuhalten, die er reichlich besitzt.“

Denselben republikanisch-demokratischen Geist atmen auch seine folgenden Ausführungen: Die Monarchie, wie wir sie heute verstehen, die Erbmonarchie, erscheint ihm als durchaus verwerfliche Staatsform. Denn „... sobald die Souveränität durch Erbschaft statt durch Wahl entsteht, beginnen die Kinder von der Art ihrer Väter auszuwarten. Statt ihnen in ihrer Tüchtigkeit gleichen zu wollen, sehen sie die Aufgabe ihres Fürstentums darin, sich durch Luxus, Weichlichkeit und das Masquieren ihrer Vergnügungen über die anderen zu erheben.“

Wo immer Machiavelli die relative Berechtigung, oder, wie wir heute sagen würden, die „historische Vernünftigkeit“ der Monarchie anerkennt, meint er nicht die Erbmonarchie, sondern den Cäsarismus, der seine Stellung seiner eigenen Kraft verdankt. Das reaktionäre Geschwätz über die Vorzüge der „stabilen“ Monarchie vor der beweglichen und launischen Demokratie weist er weit von sich: „Ich trete,“ so schreibt er, „der allgemeinen Meinung entgegen, die jede Volksherrschaft für unbeständig, launisch, leichtbeweglich und undankbar hält. Ich behaupte dagegen, daß die Fehler der Völker nicht weniger durch ihre Natur bedingt seien, als die der Fürsten. Sie beide gleichmäßig anzuklagen, fordert die Wahrheit, und es ist ein Irrtum, die Fürsten von dieser Anklage auszunehmen. Denn ein Volk, das sich selbst gesetzlich regiert, ist klug, beständig und dankbar, mehr sogar als ein Fürst, der sie weise gibt. Andererseits ist ein Fürst, der von den Bürgern des Gesetzes befreit ist, undankbar, launisch, unvernünftig, mehr noch, als es ein Volk unter gleichen Umständen ist. . . . Wenn Ihr einen Fürsten und ein Volk betrachtet, die beide durch das Gesetz in Schranken gehalten sind, werdet Ihr immer mehr Tüchtigkeit beim Volke als beim Fürsten finden!“

Ist ein irrendes Volk etwa schwerer zu belehren, als ein irrender Monarch? Machiavelli glaubt es nicht. Selten, meint er, seien die politischen Wünsche eines Volkes seiner Freiheit gefährlich. Diese Wünsche würden vielmehr meist durch die Unterdrückung verursacht, die das Volk erlidet oder befürchten zu müssen glaubt. Wenn aber diese Befürchtungen des Volkes unbegründet seien, dann könne man seine Zuneigung zu Volksversammlungen nehmen, in denen rechtschaffene Männer das Volk über seine Irrtümer aufklärten. „Mit Cicero stimme ich darin überein, daß auch unwissende Völker imstande seien, die Wahrheit zu begreifen und sich ihr willig hinzugeben, wenn ein vertrauenswürdiges Mann sie ihnen vorträgt.“

Ebenso wenig wie in der inneren Politik läßt Machiavelli in der äußeren einen Vorzug der Monarchie vor der Demokratie gelten. Auch hier entscheidet er sich nach reiflichen Erwägungen für und wider zu Gunsten der Republik, der er eine höhere Bündnisfähigkeit zuspricht als der Monarchie. „Ich glaube bewiesen zu haben,“ so schließt er diese besondere Betrachtung, „daß man sich in einem freien Volke weniger leicht irren kann, als in einem Monarchen, daß man sich also mit größerer Sicherheit jenem als diesem anvertrauen darf.“ Allerdings ist die Begründung dieses Satzes „echt machiavellistisch“, aber darum nicht weniger wahr. Als alter erfahrener Diplomat denkt Machiavelli über Bündnisverträge sehr kesisch, sie werden alle gebrochen, wenn es das Interesse eines der beiden Vertragsparteien erheischt, aber der schwerfälliger Apparat der Demokratie gestatte wenigstens nicht den plötzlichen Treubruch, dessen man von Seiten einer Monarchie stets gewärtig sein müsse.

Machiavelli ist kein Mann der Ideale, sondern der Erfahrungen und Tatsachen, ein Vertreter nicht der absoluten, sondern der historischen Vernunft. Mit welcher grauenhaft faktblütigen Objektivität er

den politischen Notwendigkeiten der Zeit gegenüberstand, hat er in seinem „Buch vom Fürsten“ bewiesen. Darin haben die Tugenden, die er für die Demokratie ablegt, unvergänglichen Wert, weil sie nicht die Worte eines voreingenommenen Schwärmers, sondern die klüchernen Beobachtungen eines praktischen Staatsmannes sind.

Wie man sieht, ist Machiavelli weit davon entfernt, das Volk etwa für eine unfehlbare politische Macht zu erklären. Wie wenig es eine solche war, hatte er ja am besten an den Florentinern erfahren, von denen er selbst sagte, sie seien weder im Stande, die Sinechenschaft zu ertragen, noch ihre Freiheit zu bewahren. „Ein Volk, das einmal durch monarchisches Regiment verderbt ist, kann, wenn es freigegeben ist, nur schwer seine Freiheit bewahren.“ Das Wort ward fast drei Jahrhunderte vor der großen französischen Revolution geschrieben, deren Ausgang seine Wahrheit neuerdings bewies.

Aber nicht bloß die Monarchie, zumal die Erbmonarchie, sondern auch der Klerus und der Adel kommen in den „Betrachtungen über die erste Dekade“ schlecht genug davon. Der römischen Kirche wirft er sonder Scheu ihre Sünden vor: „Wir Italiener haben es der Kirche und den Fürsten zu danken, daß wir irreligiös und schlecht geworden sind.“ Von dem Feudaladel aber sagt er, das seien Leute, die von Ertrage ihrer Bestenungen müßig lebten und zur wahren Landplage würden, wenn sie gar über Bürgen und Untertanen verfügten. „Man könnte sich an die wunderlichen Vorstellungen des Bewohners industrieller Bezirke von den bösen, junkertlichen Agrariern erinnert fühlen,“ meint der staatsverhaltende und agrarfromme Professor Fester in seinem schon erwähnten Buche. Fester tröstet sich a er damit, daß Machiavelli mit der „égalité“ der französischen Revolution allzuerwünschte nichts zu tun habe. Das ist in fern richtig, als Machiavelli seinem ganzen Wesen nach mit abstrakten Begriffen, also auch mit dem „Gleichheitsbegriff“ der französischen Revolution, nie etwas zu schaffen gehabt hat. Wenn aber Fester meint, Machiavelli habe mit „prophetischem Blick die universalhistorische Mission der absoluten Monarchie“ erkannt, so ist das auch nicht richtig, denn solche Abstraktionen hat Machiavelli ebensowenig gekannt. Was freilich nichts an der Wahrheit ändert, daß die absolute Monarchie ihre „universalhistorische Mission“ gehabt hat, wie die Revolution mit ihrer „égalité“ sie noch beigt.

Das Thema, das dem „Buch vom Fürsten“ seine ungeheure Bedeutung gegeben hat, das Verhältnis von Moral und Politik, wird auch in den „Betrachtungen über die erste Dekade“ oft behandelt. Mit Erstaunen erfährt man, daß der große Verächter der politischen Moral die Sittlichkeit historisch vor die Gesechtheit stellt. „Zu Beginn der menschlichen Vereinigung zur Gesellschaft begann man zu erkennen, was gut und ehrenhaft ist, und es vom Lasterhaften zu unterscheiden.“ Daraus leitet Machiavelli die Entstehung der Gesetzgebung und der Justiz ab. In diesem gemeinsamen großen Irrtum berühren sich der Lehrmeister einer morallosen Politik und der ethische Idealist Schiller:

Ihr holdes Bild hieß uns die Tugend lieben,  
Ein zarter Sinn hat vor dem Laster sich gebrannt,  
Oh noch ein Solon das Gesetz geschrieben . . .

Freilich hilft sich der Verfasser der „Betrachtungen“, die Menschen nach absoluten moralischen Maßstäben zu messen. „Die Menschen sind selten ganz gut und ganz schlecht,“ meint er, und gelegentlich fällt auch, an das „Buch vom Fürsten“ gemahnend, das Wort von den „Verbrechen, die zu groß sind, um insam zu sein.“

Auch in der wundervollen Vorrede des zweiten Buches meint er fast wehmütig: „Wenn ich den Gang der menschlichen Dinge überdenke, so scheint es mir, als ob sich die Welt immer im selben Zustande erhalte, in dem sie sich alle Zeit befand; als ob es in ihr immer gleich viel Gutes und gleich viel Schlechtes gäbe, und als ob sich das Gute wie das Schlechte immer nur im Umlauf von Land zu Land, von Ort zu Ort befände.“

Welche Genialität der Anschauung, aber welche Trostlosigkeit liegt in diesem Gesetze von der Erhaltung der moralischen Kraft, vom ewig vorhandenen, nur in Form und Ort wechselnden Gleichgewichte des guten und des bösen Prinzips! Wie glücklich dürfen wir uns preisen, daß wir ein wenig weiter zu sehen gelernt haben! Doch vergeße nicht, aus welchen notwendigen Voraussetzungen der Weltanschauung Machiavellis pessimistische Moralphilosophie entstand, auf welchen anderen unsere optimistische grüudet. Noch stand die Erde im Mittelpunkt des Weltgetriebes still, noch hatte Galilei den Erdbeschrei: „Sie bewegt sich doch ins Land gerufen, noch hat kein Darwin ein neues Werden und Höhersteigen als Grundgesetz der organischen Entwicklung nachgewiesen, noch hat kein Marx die Kräfte aufgezeigt, deren natürliche Gewalt auch die menschliche Gesellschaft zu höheren Organisationsformen emporheben muß! So muß es Machiavelli entgehen, daß das Gute und das Schlechte nur uralte Unterscheidungsformen des menschlichen Denkens sind, deren wirklicher Inhalt von den besonderen realen Verhältnissen bedingt wird, unter denen die Menschen leben; und er sieht nur einen Kreislauf, wo wir eine tausendfach gewundene Linie sich schließlich doch in die Unendlichkeit künftiger Entwicklung verlieren sehen.“

Der Zustand, in dem sich Italien zur Zeit Machiavellis befand, schenkte diese pessimistische Moralphilosophie voll und ganz zu rechtfertigen, sie war sogar aus dem Gesichtswinkel ihrer Entstehungszeit gesehen vollkommen richtig. Denn das Italien jener Zeit, das den Kunst- und Geistesgütern wir heute mit christlicher Bewunderung nähern, war ein Höhle aller Laster, Ausschweifungen und Verbrechen. Verrat und Mord waren selbstverständliche Mittel der Politik. Nicht, als ob das England, Frankreich und Deutschland der damaligen Zeit etwa besser gewesen wäre, auch ihre Geschichte strotzt von blutigen Greuelthaten. Aber das Verbrechen, das dort als die Gewalttat von Barbaren erschien, ist hier teufelisch ausgeheckte Plan einer überlegenen Intelligenz und außerordentlichen Geistesbildung.

Dieses Italien, das so reich an schöpferischen Kräften war, war ohnmächtig und zerrissen, allen Plünderungen fremdländischer Kriegszüge preisgegeben. Wer konnte ein Metter werden diesen unglücklichen Lande? Das Volk? Ach, es war „nicht fähig, seine Freiheit zu bewahren!“ . . . Aus solchen Verhältnissen war das „Buch vom Fürsten“ geboren. Es ist ein mit der entsetzlichsten Stofflichkeit geschriebenes, politisches Meisterwerk, deren Zweck ist, ein Mittel anzufinden, um Italien von der Fremdherrschaft zu befreien. Dieses Befreiungswerk wagt Machiavelli unter den gegebenen Umständen nicht vom Volke, sondern nur von einem Cäsar zu erwarten. Man mag das „Buch vom Fürsten“, das Lorenzo de Medici, dem Sohne des vertriebenen Piero gewidmet ist, brutal und medienhaft schrecklich scheitern — aber in keiner Zeile spricht aus ihm die sklavische Gesinnung eines Fürstendieners. Man mag von ihm sagen, daß es die Fürsten zur Unehrlichkeit anreize — aber es ist eines der ehrlichsten Bücher der Welt, und gerade dieser Ehrlichkeit verdankt es seine Verbreitung.

Die Meinung, der Zweck des „Buches vom Fürsten“ sei es gewesen, sittlichen Absichten gegen die Tyrannei zu erwecken, läßt sich nicht ansrecht erhalten, sie ist auch längst von allen, die Machiavellis Leben und Werke kennen, aufgegeben worden. Aber ebenso falsch wäre die Meinung, Machiavelli sei nur ein kalter Praktiker der Politik gewesen, den nur die Technik des Erfolges interessierte, die Absicht und Wirkung des Erfolges aber gleichgültig gewesen wäre. Wichtig ist nur, daß er sich wie wenig andere auf den Mechanismus der Politik verstand, auf das, was wir heute politische „Taktik“ nennen. Die Frage, wie viel an den Ereignissen der Weltgeschichte dem bewußtlosen Zusammenhang uralter Verhältnisse, wie viel an ihnen dem bewußten menschlichen Willen geschuldet sei, beschäftigt ihn immer und immer wieder.

(Schluß folgt.)



**Echt silberne**  
Remontoir-Uhren, garantiert gutes Werk, 8 Rubis, schönes, starkes Gehäuse, deutscher Reichsstempel, 2 echte Goldränder, Emaille-Bisferblatt, 21h. 10,50. Dieselbe mit 2 echt silbernen Kapiteln, 10 Rubis 21h. 18.  
**Schlechte Ware führe ich nicht.**  
Meine sämtlichen Uhren sind wirklich gut abgezogen und genau reguliert; ich gebe daher volle 2-jährige schriftliche Garantie. Versand gegen Nachnahme oder Postzahlung, Umtausch gestattet oder Geld sofort zurück, somit Bestellungen bei mir ohne jedes Risiko. Reich illustrierte Preisliste über alle Sorten Uhren, Ketten und Goldwaren gratis und franko.

**S. Kretschmer**, Uhren, Ketten und Goldwaren. En gros Berlin 415, Neue Königstraße 4.  
Reelle und wirklich billige Bezugsquelle für Uhrmacher und Wiederverkäufer.

D. U. G. M. 180668.



u. Selbsterlernsch., gesch. Künsterinstr., la Messingpl., 40 echte, kräft. Kling. Octavst. 3. Spiel. v. Lieb., Zang., Marsch., Solo. u. f. geelgn., mögl. rounder. Trill. u. Hammer. Eig. Fabrik., dab. n. A. 2 frei l. Haus. Tausende bereits versandt. Illust. Kat. mit 200 Abb. ab. a. Mus.-Inst. gr. u. fr. Franz E. Glass, Untersachsenberg l. S. No. 8.

Verlangen Sie fr. Proben u. Preise v. selbstig. weis. Gebirgs-Hausleinen, alles Handarbeit, gut und preiswert. B. Wulfer, Schw., Hermsdorf städt. l. Schl. 10 1/2 m. Reineleinen, 80 cm breit, M. 70 g. Nachn. solange d. Vorrat reicht.

**Elektrische Taschenlampen**  
von 50 & an.  
Preisliste gratis und franko.  
**H. PESTEL, Dresden 6.**  
Gegründet 1880.

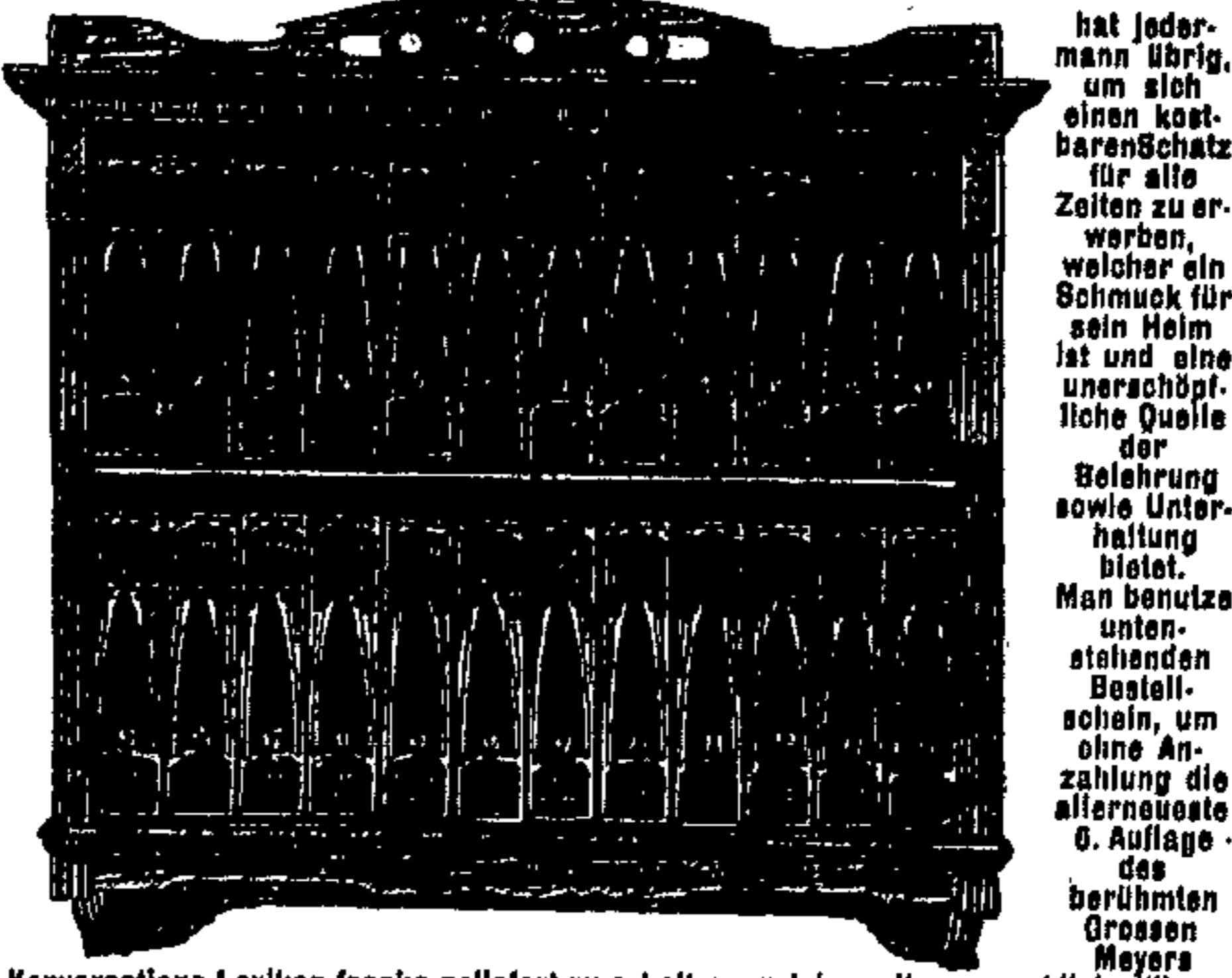


**Wilhelm Kruse**  
Markneukirchen No. 418  
**Gröste**  
Verteilt bei direktem Bezug.  
Haupt-Katalog Postl.

**Gute Cylinder-Uhren.**  
Goldrand auf 6 Steine M. 7.  
Feiner Remontoir mit zwei Silberdeckeln auf 10 Steine M. 12.  
Damen-Uhren auf 10 Steine M. 17.  
3-jährige Garantie.  
Katalog gratis und franko.  
**W. Davidowitz,**  
Berlin 154, Brückenstr. 5a.  
4 mal prämiert mit der goldenen Medaille.

**Höchsten und sichern Verdienst**  
kann Jedermann sich verschaffen durch Vertrieb eines neuen, konkurrenzlosen Artikels, Haus um Haus verkäuflich, geg. Raten. Ausserst günst. Bedingungen. Näheres kostenlos durch  
**Otto Thoma**  
Stuttgart  
Reinsburgstr. Nr. 61.

**10 Pfennig täglich**



Konversations-Lexikon franko geliefert zu erhalten, welches alles menschliche Wissen vom Anfang der Welt bis zum heutigen Tage umfasst.  
**Louis Schneider & Cie, Berlin S., Moritz-Strasse 6.**  
Bitte hier abzutrennen und ausgefüllt einzusenden.

**Bestellschein.** Hierdurch bestelle ich die allernueste 6. Auflage von Konversations-Lexikon gegen monatl. Ratenzahlung M. 3 (Ladenpreis für 20 Prachtbände mit Goldschmuck M. 12) und verpflichte mich, nach Empfang der 1. Sendung die monatlichen Raten bis zur Deckung des Kaufpreises franko einzusenden. Das Eigentumsrecht der liefernden Firma an den unbezahlten Bänden und Berlin als Erfüllungsort erkenne ich an.  
Ort: ..... Name: .....  
Strasse: ..... Stand: .....

**Patente etc.**  
besorgt u. verwertet  
**Carl Scheinberger**  
Hamburg, Gr. Wurstaß 40.  
Den Lesern d. Zeitung Auskünfte kostenlos.

**Hygienische**  
Bedarfsartikel. Neuester Katalog mit Empfehl. vieler Aerzte und Profess. gratis und franko.  
**H. Unger, Berlin N., Friedrichstr. 131c.**

**Musikinstrumente**  
für Orchester, Schule u. Haus.



hat Jeder-mann übrig, um sich einen kostbaren Schatz für alle Zeiten zu erwerben, welcher ein Schmuck für sein Heim ist und eine unerschöpfliche Quelle der Belehrung sowie Unterhaltung bietet. Man benutze unterstehenden Bestell-schein, um ohne Anzahlung die allernueste 6. Auflage des berühmten Grossen Meyers  
**Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig,**  
Geschäftsst. : St. Petersburg, Moskau, London.

6 Stück sortiert, Hirschgewelbe u. 8 schüdelechte in 8 ander zusammen M. 20. — Nachnahme.  
**Georg Fritzsche, Leipzig.**

Alle sanitären Bedarfsartikel.  
**Philipp Hammer, Frankfurt a. M. 64.**  
Preisliste gratis.

**Bei Magerkeit**  
Schöne Körperform, voll. Figur, verwenden man „FIB“ (ges. uns. Kraftpulver, Medaille, Preisgekrönt m. grosser gold. Medaille, Ehrendiplom etc. Bis 30 Pfd. Zunahme i. za. 6 Wochen. Strang reell u. garant. unschädlich, auch für Kinder. Paket M. 2 gegen Postanweisung od. Nach-nahme. Nur allein echt zu beziehen v.  
**Wallbrecht & Co., Hygien. Institut**  
Berlin 285, Karlebadstr. 21.

Grösstes Spezialgeschäft  
Versandhaus Hygienischer Artikel.  
**PARIS.**  
DRESDEN 53  
Amalienstrasse 28.  
Preisliste gratis.

**Musikinstrumente & Saiten**  
Nurtheilhafteste Bezugsquelle direkt vom  
Fabrikant  
**Gustav Kreierberg**  
Markneukirchen/S. 17

**+ Magerkeit. +**  
Schöne, volle Körperformen durch unser orientalisches Kraftpulver, preisgekrönt gold. Medaille, Paris 1900, Hamburg 1901, Berlin 1903, in 6-8 Wochen bis 30 Pfund Zunahme, garantiert unschädlich. Strang reell — kein Schwindel. Viele Dankschr. Preis Karton mit Gebrauchsanweisung 2 Mark. Postanw. od. Nachn. exkl. Porto.  
**Hygien. Institut**  
**D. Franz Steiner & Co.**  
Berlin 170, Königgrätzerstr. 78.

**Hygienische Artikel**  
Jeder Art, viele Neuheiten. Konkurrenzlos billige Preise. Grosser illust. Katalog gratis u. fr.  
**Josef Maas & Co.**  
Berlin 120 Oranienstr. 108.  
Grösstes Haus d. Branche.

Vers. garant. 1902er Rotwein pr. Ltr. zu unverfälscht. 58 & u. pr. Fl. einschl. Gl. 60 &. Preisliste u. Probe frei. Carl Th. Oehman, Coblenz a. Rh. 318.

**Hygienische Bedarfs-Artikel**  
Neueste Preisliste grat. u. fr. Sanitäts-haus Jacob  
Berlin NO 10, Friedenstr. 9.  
**+ Bedarfs-Artikel**  
Vor-sendet **K. Franke, Nachf., Leipzig 58**  
Preisliste gratis und franko.

**Wundermittel - Liliummilch - Trife**  
von **L. S. Reinhold**  
Wirkung: reinigt die Verdauungsorgane, stärkt das Blut, verbessert die Nerven, wirkt gegen alle Krankheiten.  
Wirkung 50 Pf.  
in allen Apotheken, Drogerien, Parfümerien, in Eisen-Geheften.

**Brauchen Sie Tabak?**  
Dann wenden Sie sich an den Tabak-Versand **Ernst Aug. Wagenschleifer**  
Ggr. 1875, Hannover-Linden 15. Ggr. 1875.  
10 P-Postbeutel franko M. 8.

**Achtung!!! Pflaumen-Mus**  
Emaille-Elmer, netto 25 M. 4,25  
Fässer von 100-120 M. 12 &  
Kübel von 80-70 M. 12 1/2 &  
sowie jede and. gewünschte Pack.  
ab Station gegen Nachn. Gefässesfr.  
**Joh. Reinhardt, Muskocherei**  
Gr. Ottersleben 10.

**500 Mark Belohnung!**  
Goldene und silberne Medaille Paris 1900. Sommersprossen, Gesichtspickel, Mitesser, Finnen, Pusteln, Gesichtsröte, Nasenröte, Runzeln, Falten u. alle Hautunreinigkeiten verschwinden durch meinen  
**Schönheitshersteller Pohl!**  
Macht Gesicht u. Hände blendend weiß, glatt, zart u. jugendschön. Garantie für Erfolg. Glänz. Dankschreiben. M. 3,50, per Nachnahme (franko M. 4.—).  
**Georg Pohl, Versandhaus „Georheta“**  
Berlin-Schöneberg, Albertstraße 13.

**Garantie für Güte. Preisliste frei.**  
**Wilhelm Harwig** in Markneukirchen l. S.  
Welches Instrument gekauft werden soll, bitte anzugeben.

**Alles**  
für Disettantenarbeiten,  
Vorlagen für Baubüro, Schnitzerei, Holzbrand etc., sowie alle Utensilien u. Materialien hierzu. Ill. Kataloge 40 &.  
**Mey & Widmayer, München 130.**

**Buch über die Ehe**  
mit 80 Abbild. von Dr. Retau M. 1,80.  
Vollständiger Ratgeber für Eheleute mit 60 Abbild. von Dr. Herzog M. 1,80.  
Beide Bücher zusammen M. 2,70 franko.  
**L. Sachtleben, Berlin 325**  
Melchiorstr. 31.

**Hygienische Bedarfsartikel**  
steis Neuheiten. Katal. gratis.  
**R. Eiberg, Friedenau N.**

**10 Minuten**  
im Umkreise in Zeit von 2 St. fängt m. unter Garantie mit meinem erf. Witterungsbröt sämtl. Matten, Rüsse, Samster bis auf die letzten, auf ganz einfache Weise, ohne Falten. Fortw. Dankschreiben. Nur direkter Versand von 50 & an, 1 kg M. 3. Ferner empfehle m. unter Garantie sofort sicher wirkenden Postfutter u. Witterungsapparate, für alles Kleingeb. & M. 3, für Tauben und Fische & M. 2.  
**Hugo Keck, Halle a. d. S.**

**Neuester Karnevalsherz!**  
Narrenkopf als Karnevalsorden, elektrisch leuchtend  
Kartellorden, Stein mit Perle, elektrisch leuchtend  
Glasnase, elektrisch leuchtend, pro Stück M. 2,50 franko, Nachnahme 30 & extra. Gratis vers. ich Kataloge über Maskenstoffe in Kauf- u. Verkaufspreisen, Karnevals- u. Scherzartikel.  
**Erh. Friauch**  
Münchberg 117, Bayern.

**Werfen Sie Ihr Geld nicht fort**  
f. billige, werthlose Fabrikate, sondern kaufen Sie meine bestbewährte edle Hingongessenz ein unübertroffenes Hausmittel, das in keiner Familie fehlen sollte, f. M. 3,60 pr. Duzd., 30 Flaschen für M. 9 portofr.  
**Laboratorium Lichtenheldt**  
Wiesbaden (Zür. Wald).  
Preis: ab. viele andere Heil- u. Tier-arzneimitt., Seif. u. Parfümerien grat.

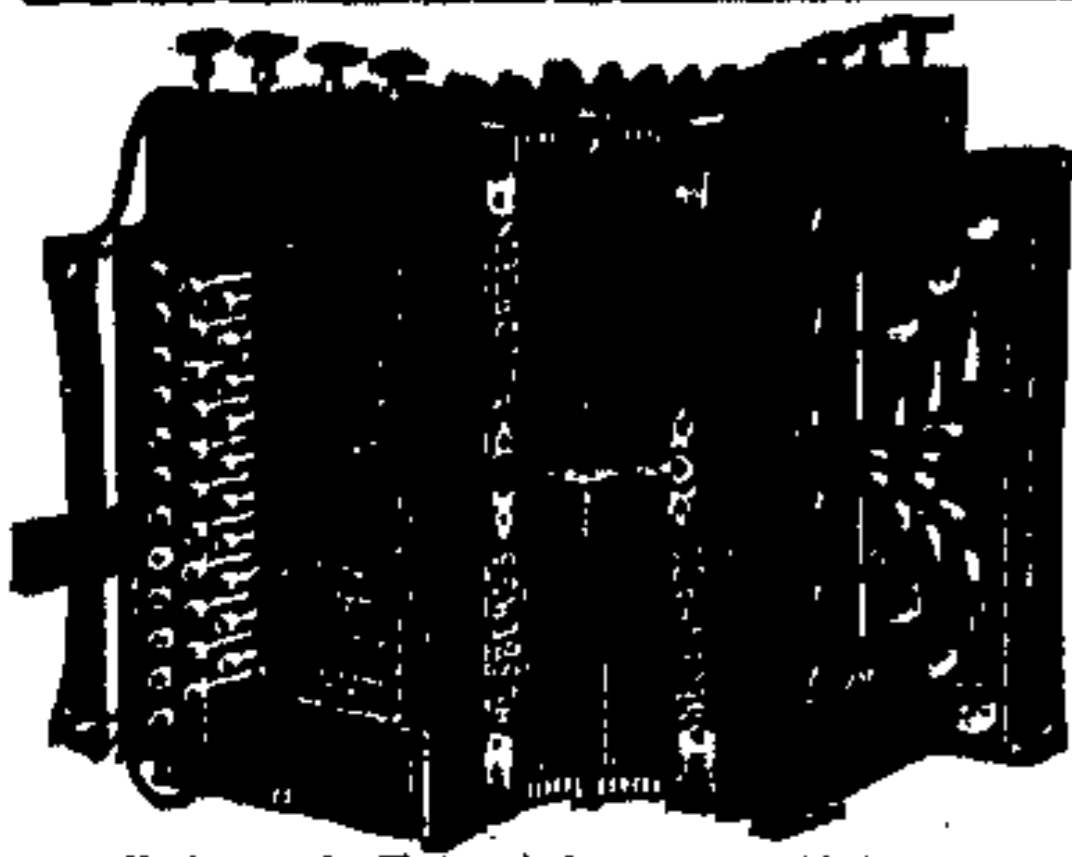
**Edmund Paulus**  
Markneukirchen No. 369.  
Musikinstrumente aller Art!  
Neueste Kataloge umsonst!  
Auf Briefen und Karten an mich darf die No. 369 nie fehlen.

**GROSSE MATRATZEN**  
**Betten**  
12 MARK  
BETTSTELLEN

(Oberbett, Unterbett, Kissen und Pflüßl, mit garantirt. neuen Federn gefüllt. In besserer Ausführung M. 15 u. 20, bezt. zweifach M. 18, 22, 20 1/2, wie obige Abbildung mit Matratze und Bettlinsen, einschläflich M. 20, zweifach M. 25. Versand bei freier Werv. geg. Nachnahme. Umtausch oder Rücksendung gestattet.  
**Ungarische Bettfedern- und Betten-Fabrik in Hamburg N. 3.**  
Preisliste frei! Rablr. Nachbestellung.

**Kluge Frau**  
ist nur jene, welche das für jede Familie wichtigste hygienische Buch „Die Frau“ von Frau Anna Hein, fr. Oberhebamme a. d. geburts-hilf. Klinik d. Kgl. Charité zu Berlin, gegen 50 Pf. in Briefm. bestellt von Frau Anna Hein, Berlin S. 100, Oranienstrasse 65.

**Sie kaufen nirgends billiger und besser!**



**12 Monate zur Probe!**  
 versende ich, um jeden von der  
 Vorzüglichkeit u. Billigkeit meiner  
 Instrumente zu überzeugen, nur  
 gegen **Nachnahme** mit welt-  
 berühmten, als besondere Spezial-  
 tätigkeit leicht spielenden und sehr  
 stark gebauten

**Konzert-Zug-  
Harmonikas**

m. 10 Tast., 4 Registern, 2 Doppel-  
 bläsen mit langen Bassklappen,  
 keine Knöpfe, stellige starke  
 Offene, mit Nickelstab umgelegte  
 Grösse 85 cm. Ein solches Pracht-  
 instrument kostet nur **M. 4<sup>1/2</sup>**, Schörlig, mit 8 Registern, 70 Stimmen nur **M. 6**,  
 4chörig, mit 8 Registern, 90 Stimmen nur **M. 7<sup>1/2</sup>**, Schörlig,  
 mit 12 Registern, 130 Stimmen nur **M. 11<sup>1/2</sup>**, 2reihig mit  
 21 Tasten, 4 Bässen, **Mo. 10. Neu!** Mit garantiert  
 100 Stimmen nur noch **unzerbrechlich.**  
**Stahstimmen** kosten obige Instrumente 2 chörig  
 nur **M. 5<sup>1/2</sup>**, 3 chörig nur **M. 7<sup>1/2</sup>**, 4 chörig  
 nur **M. 9<sup>1/2</sup>**, 6 chörig nur **M. 15**, 2reihig mit 21 Tasten, 4 Bässen  
 nur **M. 12**. Mit Glockenspiel 30 & mehr. Für Harmonikas  
 mit Stahstimmen garantiere 10 Jahre.

Eine grosse  
 prachtvolle **Columbia-Zither** za. 60 cm lang, mit  
 5 Akkorden, 41 Saiten  
 und Zubehör nur **M. 7<sup>1/2</sup>**.

**Akkord-Zithern** mit 6 Mannalen, 25 Saiten und  
 Zubehör nur **M. 6<sup>1/2</sup>**. Selbsterlern-  
 schule und Verpackungskiste **gratis**. — Porto 80 &.  
**Garantie: Umtausch gestattet, Risiko.**  
**Bevor Sie bei der Konkurrenz Harmonikas, Zithern, Uhren,**  
**Uhrenketten, Gold-, Leder-, Stahlwaren usw. kaufen, verlangen Sie**  
**erst gratis meinen Hauptkatalog mit grossartigen Neuheiten. —**  
**Man bestelle nur bei**

**Robert Husberg, Neuenrade 499 (Westfalen).**

**30 Tage zur Probe**

versenden wir, um jedermann Gelegenheit zu geben,  
 sich von der Güte unserer Waren zu überzeugen, unser  
**Silberstahl-Rasiermesser No. 30**,  
 fein hohl geschliffen, fertig zum Gebrauch, mit Etuis  
 pro Stück **M. 1,50** unter fünfjähriger Garantie. Besteller  
 verpflichtet sich, den Betrag binnen 30 Tagen ein-  
 oder das Messer retournieren zu lassen. Also kein Risiko!  
 Mehr als ein Stück versenden wir nur unter Nach-  
 nahme. — Namen in Goldschrift pro Stück 10 &  
 mehr. **Umsonst** und portofrei versenden  
 wir unser Hauptpreis-  
 katal., neueste Ausgabe  
 mit za. 2000 Abbildungen über  
 Stahlwaren, Leder-  
 waren, Gold-  
 und  
 Silber-  
 waren



**Gebr. Wolfertz, Stahlwarenfabrik**  
 und Versandgeschäft, **Wald b. Solingen No. 20.**

Die geschätzten Leser bitten wir, bei Anfragen, Bestellungen von  
 Preislisten und bei Aufträgen stets auf die  
 „Neue Welt“ Bezug nehmen zu wollen. „Neue Welt“, Abteilung für Anzeigen.

Vertreter erhalten zur Reklame stabile  
 Halbbrenner für **M. in Garant.**  
 Deckel **M. 4**, **W. Debatte 80 &**  
 Schläuche **M. 2,50**, **Netten M. 1,40**,  
 Sättel **M. 1,50**, **bill. Deck. M. 3**,  
 Ventillänge **M. 2,50**, **Schläuche 1,75**,  
 resp. Blätter **M. 4,50**, **Blähmen M. 28**,  
 Gietz. Lampe **M. 1**, **Motorwagen M. 500**,  
 Neue Fahrräder von **M. 40 an**,  
**Richard Maurer, Kupperstr. 6/8.**

**Schirme** Ford. Sie  
 Schirme — Spazierstöcke — Fächer.  
 Schirmfabr. F. S. Heinzl, Halle a/S.

**GLASER** unter Garantie  
**DIAMANTEN** V. 2—12 M.  
**Rud. Grabowski, Hannover**  
 Kestnerstr. III No. 34a  
 Mechanische Glaserdiamanten-Fabrik.  
 III. u. Preis, Zougnisabdrücke gr. u. fr.

**Sie ahnen nicht**  
 wie billig in prima Ware mit  
 hygienische Bedarfsartikel,  
 Bandagen, Kleber. Ein Versuch  
 führt zu dauernder Kundschafft.  
 Gürtel, Gürtel, Gürtel, Gürtel.  
 Markische Kautschuk-Industrie,  
 Berlin 71, Lindenstrasse No. 64.



**Kauft Musikinstrumente**  
**v. d. Fab. Hermann Dölling Jr.**  
 Markneukirchen i. S. No. 017.  
 Kataloge gratis und franko.

**VORTEILHAFTESTE  
BEZUGSQUELLE**  
 4-5 &-Cig. 100 St. M. 2,80 3,— 3,20 3,60  
 6-8 &-Cig. 100 St. M. 3,40 3,80 4,— 4,20  
 6-7 &-Cig. 100 St. M. 4,40 4,80 4,90 4,80  
 7-8 &-Cig. 100 St. M. 5,— 5,20 5,50 5,80  
 10 &-Cig. 100 St. M. 6,— 6,50 u. besser  
 Garantie: Rückn. od. Tausch, dah. K. Risiko.  
 Nachnahmesendungen ab 500 St. franko  
**H. C. Albrecht, Cigarren-Fabrik**  
 Kaiser Wilhelmstrasse 49 (Albrechtshof)  
 Neueste illustrierte Preisliste gratis.

**Technikum Altenburg**  
 Maschinenbau, Elektrotechnik,  
 Papertechnik, Programm kostenfrei.  
 Staatskommissar.

**Das Beste des Jahrhunderts!**  
**Glücks-Börse.**  
 aller Gelbbären  
 ist zweifellos meine  
 Kassen fein gearbeitete edles Sechsbund-Reber, innen  
 3 Fächer u. edles Lederfutter. Als Verschluss dient ein  
 vierblättriges Reberblatt, in welchem sich ein zierlicher  
 Hunder Kopf befindet. Grobhartigster Verschluss und  
 beste Sicherheit gegen Öffnen durch Unbefugte. Trotz  
 geübter Einwirkung nur vom Besitzer durch einfaches  
 Drehen zu öffnen.  
 Preis mit Gebrauchsanweisung pro Stück **M. 1,70**.  
**Gesundheitspfeife Colonia,**  
 ein wertvolles Ideal für Pfeifenraucher. Kopf und Abguss,  
 äusserst weit geböhrt, aus echtem Brühholz. Das  
 echte Weichselrohr hat zum Auffangen der Unreinlichkeit  
 ein Bürdchen und einen Speichelfänger aus Aluminium.  
 Reibes kann leicht herausgenommen und gereinigt werden.  
 Der Kopf des Kopfes ist 22 mm weit ausgebohrt und  
 mit einem Sieb versehen, sodass auch hier jede Unsauber-  
 keit ausgeschlossen ist. Grösse der Pfeife ist 28 cm. Preis  
**M. 2,50** pro Stück. Dieselbe mit hochfein geschliffenem  
 Kopf nur **M. 3,—**. **Versand** nur gegen Nachnahme  
 Porto extra.  
**Rheinisches Waren-Versandhaus Rudolf Aretz, Köln a. Rh. No. 68, Rosenstr. 45.**  
 Katalog über alle Rauchwaren, Uhren, Schmuckwaren, Stahl- und Lederwaren und Parfümerien gratis und franko.

**Ich will**  
 leben Raucher von der Preiswürdigkeit meiner billigen und beliebten Fabrikate  
 überzeugen, daher offeriere ich als Probe:  
 1. 100 Universal No. 78 ..... **M. 0,00**  
 2. 100 Havannillos No. 13 B ..... **1,00**  
 3. 100 Adres } in Goldfäden mit ..... **1,30**  
 4. 100 Reclamo } hochfeiner Ausstattung ..... **1,30**  
 5. 100 Zg. Krakowski No. 5 ..... **1,50**  
 6. 100 versch. gute Fabrikate t. 10 Sort. .... **2,22**  
 Summa inkl. Porto **M. 8,58**  
 Damit jeder die Probe recht billig erhalten, versende diese 600 Stück preiswerte  
 Marken fast ohne Verdienst für nur **M. 2,50** franko per Nachnahme und füge ein  
 schönes Biederbuch zum Andenken gratis bei. Garantie: Rücknahme oder Umtausch.  
 Bitte gefl. bald zu bestellen bei **P. Pokora, Sig.-Fbr., Neustadt, Westpr. Str. 150 K.**

**Sparen ist schwer!**  
**Kinderleicht** wird es aber **Caschensparbänke!**  
 Nr. 340 für 50 &, 341 für 10 &-Stücke. Öffnen sich nur,  
 wenn genau **M. 3,50** in 10 &, oder **M. 25** in 50 &-Stücken  
 darin sind, dann kann sie wieder neu gefüllt werden.  
**Preis pro Stück nur 50 &**  
 (Porto 20 &.) Bestellg. an einschl. auf dem Abschnitt  
 einer 10 &-Postans. Auch Briefm. nehme in Zahlung.  
**2 Stück franko für Mk. 1,20, 6 Stück franko für Mk. 3.**  
 Nachnahme **Umsonst großer Katalog**  
 über Messer, Scheren, Küchengeräte, Wägen, Fernseher,  
 Uhren, Ketten, Ringe, Gelbbären, Musikinstrumente etc. direkt von  
**Paul Kratz, Stahlwarenfabrik, Solingen 3-7.**

**Meine verbesserte Kühl- und  
Trockenrauch-Pfeife**  
 (D. R.-G.-M. patentamtlich eingetragen),  
 mit Speichelfänger im Rohre  
 und Nikotinfänger im  
 Abguss, bleibt bei  
 ganz geringer Auf-  
 merksamkeit fast  
 trocken und rein,  
 ist spielend leicht,  
 ohne den Kopf  
 abzunehmen, zu  
 reinigen. Rauch  
 kühlt sich  
 wesentlich ab  
 und kommt mit  
 den Unreinlich-  
 keiten nicht  
 in Be-  
 rührung.  
 Wird von  
 Rauchern sehr  
 geliebt und viel  
 nachbestellt.  
 Nachweislich  
 viele Tausende  
 zur vollen Zu-  
 friedenheit der  
 Besteller ge-  
 liefert. Kurze  
 Pfeife, za. 27 cm  
 lang, aus echt  
 unverbrän-  
 nlich. Bruyere-  
 holz, echtem  
 Weichselrohre.  
 Prima Kern-  
 spitze (wird auf  
 Wunsch auch  
 mit flacher,  
 breiter oder mit  
 dünn. Offiziers-  
 spitze geliefert),  
 alle Teile weit  
 geböhrt, in nur  
 von mir geliefert.  
 eleganter durabler  
 Ausstattung, Kopf (hält  
 viel Tabak) geschliffen,  
 pro Stück **M. 3,25**, nicht  
 geschliffen **M. 3**.  
 Reichhaltige illustrierte Preisliste frei.  
**C. H. Schroeder, Pfeifenfabrik,  
Erfurt, No. 30.**

**Thüringisches  
Technikum Ilmenau**  
 Maschinenbau, Elektrotechnik, Abt.  
 f. Ingenieur-, Technik- u. Werkmeister.  
**Lehrfabrik**  
**Wollen Sie mit einer kleinen  
Ausgabe  
ein Motorrad?**  
 aus Ihrem Rade  
 ohne Veränderung  
 machen, so fordern Sie unseren Katalog.  
**Aufarbeitung v. Rädern, Reparaturen**  
 jeder Art werden in unseren grossen, mit Kraft-  
 betrieb arbeitenden Werkstätten in 2 bis 3  
 Tagen vorsehend hergestellt. Die  
 Preise können nach unseren Preis-  
 listen vorher von jedermann be-  
 rechnet werden. Wir garantieren  
 für feinste Arbeit und feinstes  
 Material. Derireter überall  
 gesucht. Umlangen Sie  
 unsere reichillustrierte  
 Preisliste über Jahr-  
 räder, Reparatur-  
 und Zubehör.  
**Willi Hausscherr G. m. b. H.**  
 Berlin O. 27, Alexanderstr. 150.

**Neuheit für Damen u. Herren**  
  
 Die mit meinem weltberühmten Haar-  
 kämmlerwasser  
**Lockenerzeuger**  
 angefeuchteten Haare behalten selbst  
 beim Schwinden u. d. nasser Witterung  
**die schönsten Locken**  
 bei Damen und Herren. — Preis pro  
 Flasche 3 Mk., Probe-Flasche 1 Mk.,  
 Porto extra, bei 6 Flaschen portofrei.  
 Versand nur gegen Nachnahme oder  
 Voreinsendung durch  
**Heinrich Küppers Nachf.**  
**KÖLN a. Rhein Nr. 710.**  
 Profekt über cosmische Präparate  
 Parfümerien und Seifen etc. gratis  
 und franko.

**Bei Flechten,**  
 Schuppenflechten, trockenen u. nässenden  
 Hautflechten, Hautausschlägen, auch  
 skrof. Aufspringen der Haut, Kopfgrippe,  
**offenen Beinen.**  
 neuen sowohl als alten Wunden, Ge-  
 schwüren, bösen Fingern, Drüsenan-  
 schwellung und Entzündung usw. ver-  
 wendet man die als altbewährtes Haus-  
 mittel seit 1808 bekannte  
**Rippische Heilsalbe**  
 Große Dose **M. 2**, 3 Dosen **M. 5** gegen  
 Nachnahme durch meine Versand-Ab-  
 theile. **Auskunft umsonst** durch  
**H. Ripp, Dresden-A. 18 N.**  
**Allein berecht. Fabrikant**  
**Rippischer Präparate.**  
 Bestandteile: Terpentin 10, Ei 20,  
 Paraffin 20, Wachs 20, Myrrhen 3,  
 Ambra 1, essigsäure Tonerde 10, Peru-  
 balsam 10, Borsäure 2, Salicylsäure 4.

**Karnevals-Ukr.**  
 neuestes Scherz-  
 Instrument, der  
 + fidele  
**Dudelsack**  
 nach Anleitung sofort spielbar.  
 Riesen-Lach-Erfolg.  
 No. 1. p. 1 St. Mk. 1,75, 2 St. 3,30,  
 4 St. (Quartett) 6,—, 6 St. 9,50 franko.  
 No. 2. Extra gross u. stark p. 1 St. Mk. 2,75,  
 2 Stück 5,—, 4 Stück (Quartett) 9,50,  
 6 Stück 13,50 franko. Nachn. extra.  
**Gotth. Hayn, Breslau, 59.**  
 Tauentzienstrasse 67.

**Blendend weiß**  
 wird jede Wäsche, die in der  
**Alexanderwerk Original-  
Waldmaldine „Saalfeldia“**  
 gewaschen wird. Durch den neu-  
 artigen vorzüglichen Wäschebeweger  
 wird die Wäsche nach 4 Richtungen  
 hin bewegt und bei grösster  
 Schonung schneller und besser  
 gewaschen als in irgend einer  
 anderen Maschine.  
 Ladenpreis **M. 50,— bis M. 55,—**.  
 In allen Küchengerät- u. Eisen-  
 warenhandlungen zu haben.  
**Alexanderwerk Akt.-Ges.  
Remscheid.**



C. Rud. Huber 1890

C. Rud. Huber: Der Tod des Beduinen.

## Poldl, der Zimmermann.

Erzählung von Minna Kautsky.

(Fortsetzung.)

IV.

Und wieder war es Winter geworden in diesem Alpenale. Nach Weihnachten stellte der Hofler die Bantätigkeit ein und entließ die Arbeiter.

Der Poldl, in voller Manneskraft, fleißig, geschickt, zählte wieder, auf Monate hinaus, zu den Arbeitslosen.

Nicht ohne Grund hatte sich Josepha auf diesen Winter gefürchtet; er erschien ihr härter als alle die vorhergehenden. Sie konnte fast nichts mehr verdienen.

Die blasse Frau saß zwar auch jetzt vor der Nähmaschine, denn es war ihr gewohnter Platz, der einzige im Hause, der ihr heimlich und vertraut war, aber die fleißigen Hände vermochten nicht wie früher die Nadel zu führen, und die geschwollenen Fäße versagten vollends.

Sie schob die Schuld auf die Nähmaschine. Die ging so schwer, weil sie verdorben war; sie sollte zur Reparatur nach der Stadt geschickt werden, aber es fehlte das Geld dazu.

Für die Aufträge, die sie jetzt bekam, konnte sie sich übrigens auch ohne dieselbe behelfen.

Es waren Umänderungen, Ausbesserungen, das Milchevollste und Wertvollste zugleich, das gar nicht bezahlt wurde.

Sie trennte die Maschinennähte Stich für Stich auf, stopfte die Nisse und nähte die lappigen Teile mit der Hand zusammen. Sie arbeitete den ganzen Tag und verdiente zwanzig Kreuzer. „Es ist doch etwas,“ tröstete sie sich, „es ist die Milch für die Kinder.“

Erst Mitte Februar war reichlicher Schneefall eingetreten und nun schneite es immer fort. Für die Männer, die Unerfrorenheit und Muskelkraft besaßen und trotzdem mit ihren Familien dem grausamen Hunger angesetzt waren, war endlich die Gelegenheit da, sich etwas zu verdienen: Holzarbeiter wurden gesucht.

Von jenen hochgelegenen Holzschlägen, zu denen kein Weg führte, der für einen Ochsen gangbar wäre, konnte man jetzt das Holz mit dem Schlitten herabholen.

Es war eine harte, halbschwerliche Arbeit, bei der in jedem Winter einige Menschen vernünftigen; was lag daran!

Der Bewerber waren nur zu viele, die gierig darauf warteten und es für ein Glück ansahen, wenn sie für einige Kreuzer ihr Leben auf's Spiel setzen durften.

Es war eine Vergünstigung, die nur denjenigen zu teil wurde, die außer ihrer Haut auch den Schlitten zu Markte trugen. Der Poldl besaß einen solchen, noch aus seiner ledigen Zeit her. Der Schlitten war solid aus hartem Holze, mit Eisen beschlagen und mit einer eisernen Kette zum Festhalten des aufgeladenen Holzes versehen. Nachbar Huber hatte ihn in Verwahrung. Jetzt holte ihn der Poldl hervor und prüfte die Gabeln aus gegossenem Stahle, mit Krampen versehen, die an beiden Seiten des Schlittens, dem Anscher zur Hand, in eisernen Klammern ruhten. Er wußte damit, wie mit Andern, sein Fahrzeug zu steuern und es zu bremsen, indem er die Krampen mit kräftiger Hand in das Eis schlug.

Der Poldl meldete sich zu der Arbeit und ward angenommen. Es war eine Kraftprobe, den schweren Schlitten durch den tiefen Schnee, in dem er selbst bis über die Knie wadete, die steile Höhe bergan zu ziehen. Zwei bis drei Stunden schleppte er diese Last anwärts. An manchen Stellen mußte er den Schlitten auf den Rücken nehmen.

Die dicke, weiche Masse des Schnees, der immer noch nachwuchs, hatte wohl alle Unebenheiten des Weges ausgeglichen, und doch mußte der Weg gesucht werden, denn fröhlicher war der Schnee auch über Gruben und Spalten gelagert, und wenn sich

Poldls Fuß nur ein wenig verirrte, sank er sofort bis über die Brust in den Schnee ein. Die Eiszschuhe erleichterten ihm den Aufstieg, aber man brauchte wahrlich eine gesunde Lunge und ein kräftiges Herz, um da vorwärts zu kommen.

Der Poldl besaß beides, Gott sei Dank! Er hatte die Zoppe abgeworfen. Die breite Brust arbeitete gewaltig; der heiße Atem entstieg wolken gleich seinem Munde, an dessen Seiten der blonde Schmirrbart, zu Eiszapfen verwandelt, niederhing, die immer länger wurden. Wenn er sein Ziel erreicht hatte, wischte er sich den Schweiß von der Stirn; aber er durfte nicht rasten.

Da oben stürmte es gewaltig. Ein scharfer Wind wehte ihm entgegen und schüttelte in seine Haut wie mit Messern. Giltig zog er die Zoppe an, dann begann er das Holz, das im Herbst gefällt und zu Schellen geschnitten war, zusammenzutragen und aufzuladen.

Drei Meter nahm er, die schwerste Ladung, dafür zahlte ihm der Bauer vierzig Kreuzer. Jetzt hatte er seine Ladung fest mit der Kette zusammengezogen, dann setzte er sich vorn auf den Schlitten und ergriff mit nerviger Hand die Gabeln.

Noch ein prüfender Blick und — fertig! Er hatte die Stelne beiseite gestoßen und der Schlitten, durch nichts mehr gehalten, begann abwärts zu gleiten und sauste alsbald, eine Schneewolke aufwirbelnd, den Berg hinunter.

Der Poldl juchzte bei dieser Talsahrt.

Trotz ihrer wahrhaftigen Schnelligkeit hatte er doch sein Fahrzeug in der Gewalt, er beherrschte es, und die wohnige Empfindung seiner Kraft, seines Mutes entzündete all seine Jugendlust; er lachte, er sang — nur zu schnell war er unten. — Aber er mußte noch einmal hinauf, sofort — denn er wollte achtzig Kreuzer verdienen.

Einmal, es war Ende Februar, als er wieder auf Holzarbeit ausen war, brach die Nacht herein und er war noch nicht zurück.

Hanni hatte eben die kleine Petroleumlampe angezündet und stellte sie kopfschüttelnd auf den Tisch.

Sie sagte nichts, aber Josepha las ihre Unruhe aus ihrem Gesichte, und mit dem Egoismus der Kranken, die instinktiv fühlt, daß ihr Leben weit gewisser gefährdet ist, sagte sie mit einem melancholischen Lächeln:

„Du hast schon wieder Angst um ihn, um den g'ruuden und starken Mann? Was gib' ich drum, wenn ich jetzt draußen sein könnt' wie er, und arbeiten wie er!“

„Ich hab' keine Angst,“ sagte die Hanni, aber sie ging doch wieder zur Thür und sah hinaus in das weiße Schneetreiben dieser Winternacht.

Sie horchte auf einen Ton, der sein Nahen verkünden sollte, aber sie vernahm nur das Brausen und Röcheln des Sturmes vom Walde her. Als sie einen Schritt vorwärts tat, piff es ihr schneidig um die Ohren, und sie empfing eine Ladung feinkörnigen Schnees, der gleich Eiszadeln ihre Wangen berührte und ihr in den Nacken und unter das Hemd rann.

„Welch ein Unwetter!“ dachte sie, „und er kommt noch immer nicht. Daß er sich auch so schinden muß, schlimmer als ein Vieh, für das armselige Leben, das er hat!“ Ein Seufzer unendlichen Erbarmens löste sich von der jungen Brust. Sie ging wieder hinein, aber kaum war sie drinnen, ging die Thür, und sie hörte Stampfen und Pfauen im Vorhause.

Sie nahm das Licht und leuchtete hinaus. Ohne Hut, mit wirrem Haar, blaß und über und über mit Schnee bedeckt, stand er vor ihr.

„Du bist gestürzt!“ schrie sie auf und wurde weiß wie die Wand; „ist Dir was g'scheh'n?“

„Nein, mit mir nit, aber der Schlitten ist hin.“ Er warf die Eiszschuhe und seinen Ledentrock beiseite und trat in die Stube.

„Was gibt's — is's wahr — der Schlitten is hin?“ rief ihm Josepha, die Hände ringend entgegen.

„Ja, aber ich leb',“ sagte er rau, „und ich hab' Hunger.“

Im nächsten Augenblick stand das köstliche Mahl vor ihm. Er stürzte sich gierig darauf.

Von den Frauen redete keine ein Wort, er fragte ihn, wie es gekommen war.

Als er gegessen hatte, trat er zu den Kindern die schliefen so gut. Dann setzte er sich an das Bett seiner Frau und fing selbst von dem Schlitten zu reden an. Dessen Schicksal schien ihm gleichfalls sehr nahe zu gehen:

„Das war ein so guter Schlitten und so verlässlich! Aber bei dem Gestöber weht's mir der Schnee g'rad' in's Gesicht, und trocken war er wie Sand, daß ich schier blind war — der Schlitten rennt gegen einen Baumstamm — ich seh''s im letzten Moment, und mit der Gabel, in einer verzweifelten Anstrengung, die mir die Krampen verbiegt, vollführe ich die Wendung; weit von dem Baum komm' ich vorüber — aber wie ich weiter fahre, seh' ich den Zwölferstogel vor mir, und da werd' ich's inne, ich fahre in der falschen Richtung, g'rad' gegen die Wand hinunter. Mir vergeht schier Hören und Sehen — ich lauf' weiter — ich versuch' gar nit, den Schlitten zu bremsen — 's ging' ja auch nit mit den verdogenen Krampen. Ob ich damals d'raun gedacht hab'? Ja, g'wiß, mir is so viel durch den Sinn g'fahren, die Kinder — Du — die Hanni — Spring ab, ruf' ich mir zu — hin bist ja so wie so —! Im nächsten Augenblick lieg' ich im Schnee halb vergraben — ich lieg' weich und ruhig wie in einem Federbett — ich war gerettet!“

Hanni streckte in jubelnder Freude ihm ihre Hände entgegen, dann lehrte sie sich rasch um und ging hinaus. Josepha hatte die Hände ihres Gatten ergriffen und küßte sie zärtlich unter Tränen und Schmachzen: „Mein Poldl, mein lieber Poldl, mein Gott, wenn Dir was g'schehen wär!“ Gerührt bengte er sich über sie. Da versiegten ihre Tränen, und der Ausdruck eines tiefen Grames warf seinen dunklen Schatten über dies eingefallene Antlitz. „Wenn Du mir besser Recht geben hättest, Poldl,“ stöhnte sie, „da hast es jetzt — der Schlitten ist hin — meine Maschine ist auch nicht repariert — jetzt sind wir fertig.“ Sie schloß die Augen und versank in einen Schwächezustand. Sie sprach an diesem Abend kein Wort mehr.

V.

Als der Poldl am nächsten Morgen von seiner Dachkammer, wo er jetzt schlief, herabkam, fand er Josepha in heftigem Fieber.

„Mir g'fällt die Sopherl heut' gar nicht,“ sagte er kummervoll zu Hanni.

„Mir auch nicht, wenn's doch den Vater bitten täßt.“

„Den Pfuscher? Na, ich will ein' ordentlichen Doktor haben, telegraphisch laß' ich ihn rufen.“

Und als sie erpäunt ihn ansah, fügte er fast heftig hinzu: „Was g'scheh'n kann, soll g'scheh'n für sie, und wenn's mir auch noch so schwer fällt.“ Er nahm den Hut und ging hinaus.

Sie sah mit gepreßtem Herzen ihm nach. Was will er nur ansaugen? Es war kein Kreuzer im Haus — und überall waren sie schuldig.

Wer wird ihnen noch borgen? Sie mußte rein betteln gehen, es blieb ihr nichts anderes übrig. Die Kinder hatten Hunger — die Josepha mußte ihre Milch haben, und sie — Tränen kamen in ihre Augen — sie hatte sich schon so lange nicht satt gegessen. So mußte sie daran denken, was ihr der Pfrogner gesagt, was er ihr alles versprochen, wenn sie zu ihm käme. Sie sammelte eine Decke nach und schlittelte dann mit dem Ausdruck deutlichen



Widerwillens den Kopf: „Nein, er ist mir verhasst — ich kann nit.“

Der Poldl war direkt zum Obermillner gegangen. Er traf ihn in dem dunstigen, überheizten Wohnraum allein. Er saß in Heubärmeln vor dem Kamin, die schwarze Pfeifenröhre tief in die Stirn gezogen, die glühenden Glühbirnen in Fäden gewickelt. Er hatte ein Zeitungsbüchlein vor sich und studierte, die Brille auf der Nase, den Kurzzettel. Als der Poldl eintrat, hob er den Kopf und guckte mit den rotumrandeten Augen über die Brille weg nach ihm hin. „Du bist's? Bringst mir vielleicht schon die Blumen?“

Dem Poldl verschlug es die Knie. Er drehte den Hut in der Hand, und nur allmählich und unbehilflich brachte er die Bitte vor, ihm ein kleines Darlehen zu gewähren.

Der Obermillner maß die noch immer schöne und kräftige Gestalt des Zimmermannes, die so demütig vor ihm stand, von oben bis unten und sagte nicht ohne Humor: „I wunder' mich nur über Ehr's: wo Du die Kurasch' herkommst. Dein Hänsel ist arg belastet, und immer machst' neue Schulden — lebst halt immer flott in den Tag hinein, gel', Poldl?“

Demütig erzählte dieser sehr Mathem mit dem Schlitten und folgte gepreßt hinzu: „Wenn Du mir nit helfen willst, so müßt' ich mich halt anderweitig umschau'n, daß mir einer was borgt.“

Der Obermillner lächelte boshaft.

„Das kannst ja tun — oder bist vielleicht nur herkommen, um mir den Vorrang zu lassen? 's ist zwar sehr schön von Dir, aber wenn Du glaubst, daß Dir ein anderer auf das Hänsel was gibt, da wirst Du Dich schneiden. Ich hab' die erste Hand d'rauf, und wenn ich's heut' pfänden laß', bleibt nit viel übrig.“

„So schlimm wird's wohl nit sein,“ meinte unterwürfig der Poldl und versuchte zu lächeln. Er fühlte die ganze Macht dieses Gewaltigen, er durfte sich nicht aufbringen lassen, und wieder wendete er die bittenden Augen ihm zu. „Du wirst mich doch nicht ins Unglück stürzen wollen, schau', mich packt's von allen Seiten — mein Weib ist krank.“

„Da mach' Dir nit d'rang, d' Weiber sind g'schwind krank, g'schwind wieder g'sund, die sind wie die Klagen.“

„Sie braucht einen Doktor.“

„Wirft doch nit mit an' Doktor anfangen, da wär' schad' nur's Geld.“

„Gib mir für alle Fälle wenigstens a paar Gulden; wenn Du mir nit hilfst, dann, meiner Seel', bleibt mir nit übrig, dann muß i das Hänsel verpfänden.“

„Das sollst nit!“ herrschte der Obermillner ihn an. „Wirft doch nit Dummheiten machen, wirst doch nit wegen dem Weib Dein Hänsel vertun und am End' answandern müssen?!“ Und wohl wissend, welchen Verlust er als Arbeitgeber durch den Abgang dieses fleißigen, geschickten Arbeiters erleiden würde, sagte er mit plötzlichem Freundlichkeit: „Nein, mein lieber Poldl, das darf nit sein, an Dein bißel Eigentum müßt Du Dich klammern, das müßt Dir erhalten um jeden Preis. — Die Selbstlosigkeit, weißt, das ist alles! . . . A drei, vier Gulden will i Dir vorstrecken — weil Du mir derbarmst. Du weißt, i bin a guter Kerl und meine Schwiegeröhne bescheiden — wir haben Dir's schon bewiesen. Wir haben Dich anfällig g'macht, wir geben Dir Arbeit, und daran soll's Dir auch künftig nicht fehlen — a bißel Erkenntlichkeit tät zwar nit schaden, aber was unferneis tut, wird immer für nit ang'schaut.“

„I hab' dem Hoser vier Jahre fast umsonst g'arbeit,“ erinnerte bescheiden der Poldl.

„Das war Dein Lehrzeit, dafür bist jetzt a g'leuter Zimmermann mit einem anständigen Lohn.“

„Der nicht ausreicht für mich, und die Meinen.“

Dem Obermillner stieg die Galle, er warf den Kopf seiner schwarzen Haube, der ihn auf der kupferigen Nase haunelte, heftig zurück: „Da hat man's, jetzt pfeift der a schon aus dem Loch! 's reicht Dir nit? Schau, schau, 's reicht keinem vor Euch, merkwürdig, je höher die Bühne steigen, desto unzufriedener feib's Ihr.“

„Die Arbeitslosigkeit wirft uns zurück.“

„Weil Ihr im Sommer alles verputzt, dann habt's im Winter nit z'freissen. Sparen kann keiner — Du am wenigsten. Aber i begreif' das, wenn einer zwei Weibsbilder im Haus hat, kann er nit auskommen. . . Schau, der Piroguer hat's gut mit Dir g'meint — mei Tochter a — die hätt' die Hanni glei zu die Kinder g'nommen — warum willst f' denn nit hergeben? — Oder willst Du? — Sei doch kein Esel, sag', daß Du willst.“

„Nein, die Hanni, die kriegt's Des nit,“ sagte der Poldl trotzig bestimmt, und seine Brust arbeitete schwer.

Der scharfe Ton mißfiel dem Alten gar sehr. Er schob die Brille bis zur Nase empor und entgegnete mit unfählichem Hochmut: „Wie red'st denn Du mit mir? Is das a Manter? Meinnetwegen behalt' Dir das Mensch, ich brauch's nit — Du kannst nit nitzen, gel' — natürlich, a Kerl wie Du, der hat mit einer nit g'ung, der muß sich a hübsches Sticksweib noch beilegen.“

Im nächsten Augenblick schob sich ein freidesweib, es Gesicht mit funkelnden Augen dicht an das seine, und ein schäumender Mund spie ihm die Worte fast in's Gesicht: „Still bist — Stenohger! Und wenn i Dein Knecht bin, und wenn Du mich herabdrücken kannst bis zur Verzweiflung — alles laß' ich mir nit bleten; meine Ehr' laß' i mir nit verhandeln, und nit die Ehr' von mein' Weib, und nit die Ehr' von der Hanni. . . Ein Wort noch, ein einziges schlimmes Wort, dann zerdreß' ich Dich — Du, Du —“ Seine harte Hand näherte sich dem Gesicht, das angstverzerrt ihm entgegenstarrte. Aber der Poldl besann sich noch rechtzeitig, daß er einen alten Mann vor sich habe, und mit einer gewaltsamen Anstrengung über sich selbst zog er die Hand zurück. Er zermalnte das häßliche Wort, das er ihm noch zuschleudern wollte, zwischen den Zähnen und ging hinaus.

## VI.

Als er auf der Straße stand, atmete er erleichtert auf. Er lächelte sogar, als er dahinschritt. Seine Blicke wendeten sich gegen die Ferne, als müßte die Hilfe von dort kommen, aber sie begegneten nur einer Kette von Schneebergen, die Tal und See ringsumher einschlossen.

„Was willst denn tun, wohin willst gehen?“ fragte er sich, und alsbald kam das Gefühl seiner großen Abhängigkeit und Hilflosigkeit wieder über ihn, und er senkte. Man ist doch nur ein Hund und soll knischen. Schon glaubte er die Borwürfe und Klagen der Josepha zu hören, und er hemmte den Schritt. Was sollte er zu Hause? Er wollte ja seinem kranken Weibe Hilfe bringen — woher? Nicht einmal das Geld für das Telegramm hatte er. Matlos steht er und mentschlossen. Da dringt Schellengelände an sein Ohr. Ein reich montierter Schlitten mit dampfenden Pferden kommt daher und faust in der nächsten Minute an ihm vorüber. Er erkennt in dem Herrn, der drinnen sitzt, den Doktor aus der Stadt. Er schreit, er läuft ihm nach, er winkt. Der Doktor hat sich umgesehen und läßt halten. Er war wohl ein guter Mensch, und der Poldl mußte sein Herz gerührt haben. Er willigt ein, die Frau zu besuchen. Er betritt das Hänschen des Zimmermanns und findet eine Sterbende.

„Da heißt's sich ergeben, mein lieber Poldl,“ sagte der Doktor zu dem Zimmermann, als ihn dieser zu seinem Schlitten zurückführte. „Da kann man nichts mehr machen.“

Der Poldl wischte sich den Schnurrbart und seine Wangen, über die unaufhaltsam Tränen rannen. „Wenn ich früher zu Ihnen gekommen wär', Herr Doktor —?“

Dieser schüttelte den Kopf. „Machen Sie sich keine Skrupeln, Ihre Frau ist wahrscheinlich schon als Mädchen sehr blutarm gewesen, es sind ja auch die Kinder rhachitisch.“

„Meine Kinder?“ rief der Poldl schmerzlich betroffen.

„Nur, nun,“ tröstete der Doktor, „der Große wird sich schon herausmachen, nur der Kleine —“

„Und der ist grad' ein so lieber Kerl —“ Die Stimme des Vaters brach.

Der Arzt sah in das wohlgebildete, geschmeidige Gesicht des Mannes und maß seine kräftige Gestalt, und wie bedauernd sagte er zu sich selbst: „Schade, daß sich die Mace so rasch verflüchtigt,“ und laut: „Ja, die armen Mädchen, die sitzende Lebensweise verkrüppelt sie; wie junge Meise brauchen sie Sonne und Freiheit, statt dessen pfercht man sie in die ungesunden Stuben zusammen. Nun, adieu, mein lieber Poldl, und tragen Sie's wie ein Mann.“

Noch in derselben Nacht wurde der Kaplan geholt und am frühen Morgen wurde das Hingelglocklein für die arme Josepha geläutet, die während der Nacht ruhig und ohne Todeskampf verschieden war.

## VII.

Es hatte wieder zu schneien angefangen, in großen, schweren Klöcken.

Nachtsbestenwenger pilgerten gegen Abend Weiblein und Männlein nach dem einsamen Hause am Felsenweg, mächtige Rosenkränze um die Hände geschlungen.

Sie wollten bei der Josepha die Totenwacht halten.

Die Brigitta, eine magere, zahlose Alte, mit großen, schwarzumrandeten Augen und einer Habichtsnase, die nie bei solchen Gelegenheiten fehlte und dabei gleichsam den Vorsitz führte, schnupfte über das Wetter.

„Wenn ich's nit wegen der armen Seel' tät, nit zehn Pferd' brächten mich da heraus,“ sagte sie zu dem „schwarzen Haus“, einem grauhaarigen Pfriindner, der der Vorbeter war.

„Zur Winterszeit hat man immer das G'frett mit seiner Christenpflicht,“ brummte der, die Pfeife im Munde.

Sie betraten, einer nach dem anderen, das Trauerhaus. In der Kammer war die Josepha aufgebahrt. Ein Nachtlicht brannte zu ihren Füßen und warf einen kärglichen, flackernden Schein auf das wächserne Antlitz der Toten, das etwas erhoben war, während der Körper, in einen schwarzen Lebertan gehüllt, flach wie ein Schatten dalag.

Brigitta näherte sich ihr zunächst, nachdem sie sich betrenzt und sich und die Tote mit Weihwasser besprengt hatte, um mit kindlichem Blick die Aufbahrung in Augenschein zu nehmen. Sie schien davon nicht befriedigt, sie schüttelte den Kopf.

„Wenn f' mich g'rufen hätten,“ flüsterte sie der Wagnerin zu, einem kleinen, verkommenen Französiner, das sich vordrängte, weil sie auch was sehen wollte, „wer weiß, sie lebte vielleicht heute noch; aber mein Gott, für die Arme is's ja so besser. Gott schenk' ihr die ewige Ruh'!“

Brigitta plazierte die Anwesenden mit wichtiger Miene. Vier Rosenkränze sollten gebetet werden und darauf noch die Litanei.

Alle warfen sich auf die Knie und der Vorbeter begann mit schnarrender Stimme.

Monoton, mit automatischen Mundbewegungen lönte es im Chor ihm nach. Erst glockten alle gleichmütig vor sich hin, dann begann die Stimme und das bewegliche Antlitz der alten Brigitta einen ekstatischen Ausdruck anzunehmen, der die Anwesenden fesselte.

Ja, die Brigitta war eine merkwürdige Frau: sie verstand die Krankheit zu wenden. Ihre Mutter hatte dazu einen Totenfuß gebraucht, sie machte es mit der bloßen Hand, das war der Fortschritt.

Freilich, die Worte, die sie dazu sprach, hatte noch niemand zu enträtseln gewußt, das blieb ihr Geheimnis. Sie hatte schon Wunder bewirkt; es war nicht recht, daß der Poldl sie nicht gerufen hatte.

Als nach einer Stunde eifriger Arbeit die vier Rosenkränze heruntergebetet waren und die Ermüdeten sich von ihren Knien erhoben, um eine Pause einzutreten zu lassen, fing man an, das Verhalten des Mannes zu tabeln.

„Natürlich, a Doktor hat kommen müssen.“

„Noch dazu der aus der Stadt.“

„Was ihm das kost't und was hat's g'ungt? Der Doktor gibt ihr was ein — a paar Stunden drauf war sie tot.“

(Fortsetzung folgt.)

## Abendgefühl.

Friedlich bekämpfen  
Nacht und Tag,  
Wie das zu dämpfen,  
Wie das zu lösen vermag!

Der mich bedrückte,  
Schläfst du schon, Schmerz?  
Was mich beglückte,  
Sage, was war's doch, mein Herz?

Freude, wieummer,  
Fühl' ich, zerrann,  
Aber den Schlummer  
Führten sie leise heran.

Und im Entschweben,  
Immer empor,  
Kommt mir das Leben  
Ganz wie ein Schlummerlied vor. —

Hobbel.

**Der Tod des Beduinen.** In der Wüste, die er so oft mit seinen Gefährten durchzog, ist er gestorben. Die Kugel eines Beduinen vom anderen Stamme hat ihn, dem das Blut alzu heiß in den Adern kochte, ereilt und so den Todesschlag an einem anderen Verwandten gesüht. Das uralte Recht der Wüste, das Blut um Blut fordert bis ins kleinste Glied, hat ihn dahingerafft. Wenn nicht durch Zufall der Leichnam aufgefunden wird, so bekommt der Tote sein richtiges Begräbnis, ja, er wird dann nicht einmal, was für den Anhänger des Islam die Hauptsache ist, gereinigt. Nur das tiefe Noß, sein steter Begleiter durch die Wüste, beim Kampf, bei Raub- und Plünderungszügen, hält bei dem Toten Wache. Vergebens wird man heute seinen Herrn im Zeltlager erwarten. Die Zeltnissen, der ganze Stamm, werden Trauergefänge um ihn aufstimmern. Denn der Stamm besteht im allgemeinen aus mehr oder minder zahlreichen Gruppen von Familien und Sippen, die durch die Bande der Blutsverwandtschaft zusammengehalten werden. An seiner Spitze steht eine freiwillig als Oberhaupt anerkannte Persönlichkeit, der Schech. Dieser bildet mit seiner Familie und seinen Verwandten den Kern der lagernden Stammesgruppe. Die Gesamtheit der Schechs der einzelnen Lager, die zusammen den ganzen Stamm bilden, folgt einem Oberhaupt. Der Oberschech des Stammes ist das von dessen Mitgliedern freiwillig anerkannte Oberhaupt; der Nepräsentant den anderen Stämmen gegenüber. Seine tatsächliche Macht ist indessen ziemlich beschränkt, obwohl er durch persönliche Eigenschaften, namentlich durch Tapferkeit und Freigebigkeit, immerhin bedeutenden Einfluß gewinnen kann. In den wichtigsten, den Stamm betreffenden Angelegenheiten muß er den Rat der angesehensten Männer des Stammes einholen. Er kann z. B. den Abbruch eines Lagers nicht anordnen, wohl aber mit dem Beispiel vorangehen, ohne daß ein Mitglied des Lagers gezwungen wäre, ihm zu folgen. Ihm liegen aber besonders die Pflichten der Gastfreundschaft ob, die er im reichsten Maße übt, so daß der Schech immer einer der begütertesten Männer des Stammes sein muß.

Jeder Fremde, der das Zelt eines Beduinen betritt oder der nur innerhalb der Zeltstrecke sich befindet, hat, so lange er sich dort aufhält, Anrecht auf den Schutz des Zeltbesizers. Hat irgend jemand das Mahl eines Beduinen geteilt, so steht ihm auch, wenn er das Zelt verlassen hat, in den folgenden 3½ Tagen dasselbe Anrecht zu, weil man annimmt, daß während dieser Zeit die genossenen Speisen im Magen des bewirteten Fremdlings bleiben. Sollte ein Stammesgenosse innerhalb dieser Frist den Gast berauben, so erhält der Bestohlene zweifellos sein Gut zurück. Weiter geht noch der „große Schutz“: wenn ein Verfolgter mit den Worten: „ich trete bei Dir ein“ in das Zelt eines Beduinen tritt und ihn um Hilfe gegen seinen Feind oder Bedränger anfleht. Ueberhaupt wird ein Beduine nie einen Fremden unbewirtet aus seinem Zelte gehen lassen, mag er noch so arm sein, und müßte er das letzte Schaf, das er besitzt, schlachten. Der Herr des Zeltes eilt zu dem Pferde des Fremden, sucht die Lunge und die Zügel festzuhalten, und umfaßt mit Gewalt den Reiter, um ihn zum Absteigen zu bewegen. Hat der Fremde keine Zeit und will er überhaupt im Lager nicht absteigen, so werden ihm bereitwilligst von allen Seiten Ziegenmilch, Kamelmilch und andere Erfrischungen gereicht. Ein Beduine, der eine gewisse Würde repräsentiert, wie ein Familienhaupt oder Schech, weiß nicht, wie er sich dem Gaste gegen-

über entschuldigen soll, wenn er ihm nicht teure Zugvögel, insbesondere Stäcke, den er selbst in der Stadt ersuchen muß, anbieten kann. Wenn es der brennende Wunsch jedes Beduinen ist, sich der Verpflichtung zur Ausübung der Gastfreundschaft in möglichst vopulenter Weise zu entledigen, so ergiebt sich daraus andererseits der Hang zu möglichst reichem Besitz, der allein die Mittel zur Erfüllung jener Ehrenpflichten gewährt. Hieraus und aus der allen Naturvölkern eigentümlichen Freude am „Haben“, die sie mit den kleinen Kindern teilen, erklärt sich die oft genug in Vetelei und oft sogar in Verbrechen ausartende Habucht des Beduinen. Keiner verachtet es, seinen Schech um irgend eine Sache, die dieser von dem Fremden kurz zuvor zum Geschenk erhalten hat, zu bitten. Vor allem aber ist der Diebstahl in keiner Weise bei den Beduinen verpönt, im Gegenteil gilt die Bezeichnung Harami (Dieb, und zwar professioneller Dieb) beinahe als ein Ehrentitel. Der Hauptreichtum des Beduinen sind seine Kamel. Eine zuverlässige Statistik, wie viele Kamel ein Stamm besitzt, ist fast unmöglich, sie zählen nach vielen Tausenden. Ein weiterer Gegenstand der Viehzucht ist das Schaf, seltener die Ziege. Als Zeichen des besonderen Wohlstandes gilt der Besitz von Pferden. Die guten Pferde sind aber bei den Beduinen gegenwärtig durchaus nicht so zahlreich, wie man glaubt. —

### Ein Draga Maschin-Fall in England.

Die Tragikomödie der bekannten serbischen Königin hat eine höchst merkwürdige Parallele in der englischen Geschichte des Reformationszeitalters: die eingebildete Schwangerschaft der Maria Tudor, englische Königin von 1553 bis 1558. Gewöhnlich Maria die Katholische oder auch die Blutige Maria genannt wegen ihres unentwegten Streben, die von ihrem Vater, dem gekrönten Aulbart Heinrich VIII., durch ein merkwürdiges Zwittrding von Katholizismus und Protestantismus ererbte päpstliche Kirche auf dem Wege erbarmungsloser Verfolgung aller Andersgläubigen wieder in ihre früheren Rechte einzusetzen, reichte das Mannweib am 25. Juni 1554 Spaniens berichtigtem Tyrannen Philipp II. ihre Hand. Seinerseits war diese Heirat nichts als eine reine Geschäftssache. Dem 27jährigen Mann konnte an der Person seiner 38 Jahre alten Gemahlin föhlich nichts gefallen, als der katholische Fanatismus, den sie mit ihm teilte; denn sie war klein, mager, außerordentlich kurzichtig, mit einer rauhen Mannesstimme geschmückt, launenhaft infolge von starker Hysterie und noch mit anderen Frauenleiden behaftet; allgemein gesprochen so reizlos, daß selbst die diplomatische Feffreterei des venezianischen Gesandten am englischen Hof es nicht fertig bekommt, seinen Auftraggebern Marias Person schonender zu beschreiben, als „sie sei nicht gänzlich wegen ihrer Föhlichkeit zu verabschonen, ganz abgesehen von ihrem Rang als Königin“. Daß sie Philipp mit einer krankhaften Affenliebe verfolgte, machte sie ihm natürlich nicht angenehmer; hatte er es doch auf weiter nichts abgesehen, als England durch seine Heirat an das Haus Habsburg zu bringen. Dafür aber war, da er nach englischem Recht weiter nichts als Prinzgemahl war, unerläßliche Voraussetzung, daß er mit Maria Nachkommenschaft erzielte. In diesem Herzenswunsch kam das famose Paar überein und glaubte auch bald, gegründete Aussicht auf Erfüllung seines Schwens zu haben. Am 27. November 1554 richtete der Lordkanzler Gardiner an den Bischof von London ein, rasch durch den Druck vorbereiteter, offizielles Schreiben, die Königin sei schwanger, und ordnete an, das Te Deum sei in den Kirchen der Diözese London zu singen: am 15. November fand demgemäß ein feierlicher Dankgottesdienst in der St. Pauls Kathedrale statt. Ein Gebet für die glückliche Entbindung der Königin wurde eigens aufgesetzt, welches täglich in allen Kirchen gesprochen wurde, und noch andere Gebete drückten gar die Hoffnung aus, daß der Nachkömmling „ein männliches Kind, wohl begabt und klug,“ sein möge. Demnach waren alle äußeren Anzeichen der Schwangerschaft vorhanden, daß die Königin sich in Erwartung baldiger Niederkunft am 4. April 1555 auf das ländliche Schloß Hampton Court zurückzog. Als am 30. April in London die Nachricht eintraf, die Königin habe einen Prinzen zur Welt gebracht, wurden die Glocken geläutet und Freudenfeuer angezündet. Anderen Tages freilich stellte sich heraus, daß die Nachricht Schwindel war. Aber in Hampton Court war man nach wie vor guter Hoffnung. Gesandte wurden ernannt, um die frohe Botschaft alsbald in alle Lande zu tragen, und französische Briefe an alle Souveräne Europas wurden fertiggestellt, worin die Geburt eines Kindes angezeigt und das Wort „fil“ schauerweise so geschrieben war, daß es durch einen Federstrich je nach den Umständen in „fils“ (Sohn) oder „fille“ (Tochter) verwandelt werden konnte. An den päpstlichen Legaten Kardinal Pole wurde ein

Schreiben gerichtet, das unter anderem besagte: „hat Gott dem Allmächtigen in seiner unendlichen Güte gefallen, der großen Zahl seiner sonstigen unersäglichen Wohltaten die hinzuzufügen, daß er mit der göttlichen Entbindung von einem Prinzen freut hat.“ Nur das Datum war offen gelassen, da der so ungeduldig erwartete Augenblick, dem die Königin mit größter Zuversicht entgegengefeht hatte, kam und kam nicht, und schließlich wurde es zweifelhaft, daß Maria niemals schwanger gewesen war. Einen Moment lang ist in dieser fatalen Periode von der einen oder anderen Seite eine Unterstellung geplant worden; bei einer Frau Isabel Plant in der Nähe von Aldersgate Street (London) erschienen zum Lord North und ein anderer hoher Herr Hofe, um ihren eben geborenen Knaben zu erweiben und für den ausgetretenen Sohn der Königin anzugeben. Aber das riskante Geschäft ist dann unterblieben. Den König von Spanien litt es unachdem seine Hoffnungen fehlgeschlagen waren die für eine Schwangerschaft angelegene Krankheit seiner Frau jede weitere Aussicht auf Nachkommenschaft benahm, nicht länger in England bei dem unglückseligen Geschöpf, das er nie geliebt hatte. Vorübergehend ist er noch einmal bei Maria erschienen um sie in den Krieg mit Frankreich hineinzuziehen. Sie war von ihrem liebevollen Gemahl verlassen, da sie am 17. November 1558 an dem nämlichen Leid starb, das sie früher für eine Schwangerschaft gehalten hatte. —

### Erdbeben und Regen.

In Chile und in anderen Ländern, die häufig von Erdbeben heimgesucht werden, herrscht die Anschauung, daß diese Erderschütterungen Regen bringen. Dr. Fr. Goll, der jüngst ein Buch über „Die Erdbeben Chiles“ veröffentlicht hat, widmet diesem Gegenstande einige Ausführungen in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“. Er kann auf das Zeugnis Darwins, Schudis und anderer hinweisen, die alle übereinstimmend Regenschauer im Gefolge von Erdbeben in Chile beobachtet haben und die zu Grunde von der dort verbreiteten Meinung gehen. Man muß man denken, was für ein trostlos trockenes Klima in jenem Lande herrscht. Nordchile und Peru gehören zu den regenärmsten Gebieten der Erde. Diese Trockenheit verdanken sie einer kalten Meeresströmung, die die Küste bespült und die Luft über dem Lande abkühlt. Diese verhältnismäßig kühlere Luft lagert unbeweglich über dem Erdbeben, es findet kein Aufsteigen derselben statt, infolgedessen kann sich der in höheren Schichten schwebende Wasserdampf nicht kondensieren und nicht als Regen zu Boden fallen. Die Stadt Copiapo, die unter dem 27. Grade südlicher Breite liegt, hat nur ein bis zweimal im Jahre das Glück, von einigen Regentropfen besenchtet zu werden. Ganz selten kommt ein ausgiebiger Regenschauer vor, und das Land ist wenig vorbereitet auf eine solche Naturerscheinung, daß alsdann gewöhnlich Heberschwemmungen eintreten. Aus den Aufzeichnungen über Erdbeben ist ersichtlich, daß zusammen mit ihnen sehr häufig Regen beobachtet worden ist. Das Zusammenfallen von beiden dürfte also wohl kein zufälliges sein. Branco ist der Meinung, daß die aus der Tiefe hervorkommenden Stöße sich auch über die Luftschichten fortpflanzen. Diese wird ebenfalls in die Höhe geschleudert. Sie wird dadurch verblümt und stark abgekühlt. Drift sie nun in der Höhe auf Wasser dampf, so muß sich dieser infolge der kühlen Temperatur kondensieren und als Regen herabfallen. Es mag indes bezweifelt werden, ob die Luft wirklich so stark in die Höhe geschleudert werden kann. Sie wird vielleicht in Bewegung versetzt werden, und diese Bewegung könnte sich als Windstoß bemerkbar machen, der eine an Wasserdampf reiche Luftschicht heraufführt. Ein anderer Forscher, Sieberg, will die Gleichzeitigkeit von Regen und Erdbeben nur für den Fall behaupten, daß letztere von Vulkanenergie begleitet werden. Alsdann wäre eine starke Aufwärtsbewegung der Luftschichten möglich. Insbesondere meint Sieberg, daß vielleicht nicht die Erdbeben den Regen erzeugten, sondern daß beide Erscheinungen möglicherweise von einer gemeinsamen Ursache abhängig wären. Bedeutende Luftdruckschwankungen können in einem so zu Erschütterungen geneigten Lande, wie es Chile ist, leicht die Spannungen, die unter dem Boden vorhanden sind, auslösen. Wenn also ein barometrisches Tiefdruckgebiet sich nach einem Orte Chiles hinzieht, so wird sich einerseits infolge der Vermischung der Luftschichten ein größerer Regen einstellen, andererseits werden die vulkanischen Gase im Boden leichter den Atmosphärendruck überwinden können und so in Eruptionen sich einen Ausweg bahnen. —

### Nachdruck des Inhalts verboten!

Hierzu eine Anzeigen-Beilage.